

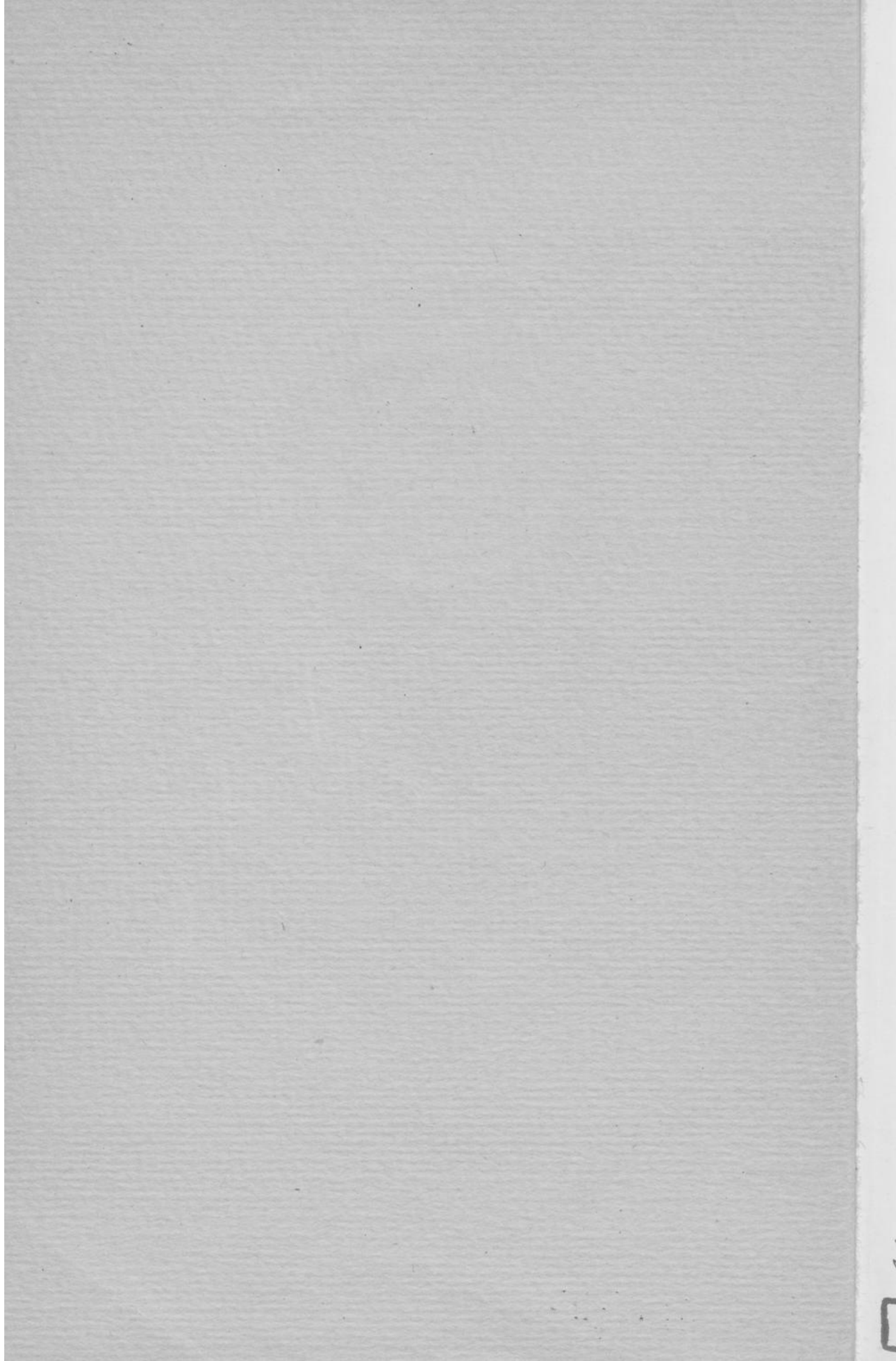


Alt-Salzflen.

LH

239

2. Exempl.



Hanna Wasserpaul

Alt-Salzuflen.



Bilder aus der Geschichte der Stadt.

Von Schwannold



1941/298

Salzuflen 1913.

Verlag von Georg Schade, Buchhändler.

LH 239 f7

2. Exemplar.



00791636



Der Kaiserin.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten Leopold IV. zur Sippe
in untertänigster Ehrerbietung gewidmet.



Vorwort des Verlegers.

Dieses Buch soll dazu beitragen, das Interesse an unserm Städtchen und die Liebe zur Heimat zu pflegen.

In Bezug auf Ausstattung habe ich mein Möglichstes getan und erhoffe eine freundliche Aufnahme des Buches bei Jung und Alt.

Georg Schade, Buchhändler.

Salzuflen, im Mai 1913.

Auf Bergeshöhen.

Kindheit — selige Zeit! — Du bist vergangen, wie die alten Zeiten alle, mit dem Klang und der Sage aus der Urväter Tagen, wenn das Ohr des Knaben den wunderbaren Mären lauschte und das Auge die Bilder der Vergangenheit schaute, wenn er streifte im Walde und vor verfallenen Wällen und bröckelndem Gemäuer sinnend stand oder wenn er schweifte auf den Höhen der Heimat und seinen Blick in die Ferne des Raumes und der Zeit senkte.

Er stand auf dem kahlen First des „Vierenberges“ und fühlte sich den Gottheiten Walhallas näher, den „Vieren“, die hier thronten: Wodan und Thor, Baldur und Saxnot — und zu den Füßen lag die sanfte Wölbung des „Asenberges“, wo die Asen ihre Wohnung hatten, und gegen Morgen, nicht fern am Bergabhang lag der Wohnsitz der Frau Holle, der „Hollenstein“, von wo sie ihre weißen Flocken austreute über Berg und Tal; dort an dem Altar, der noch heute Busch' Altar heißt, soll man ihr geopfert haben. Aber fern im Südwesten, wo jetzt die Flügel der Windmühle gespenstisch am Horizont aufragen, dort wohnte in „Lokhausen“ der böse Loki, der dem lichten Frühlingsgott Baldur mit dem Mistelpfeile das Auge erblinden machte, wofür er zur Strafe an die Felsen der Externsteine geschmiedet wurde. Und nach Norden gewandt, gewährte der Blick die Porta und den Gonstapel, jene Kuppe, die der Teufel im Zorne hinwarf, als ihm seine Absicht, aus dem lippischen Sande einen Fischteich zu machen, durch einen Hahnenschrei vereitelt wurde. Er hatte schon den Osning im Süden und die Weserberge im Norden herbeigeschleppt, nur die „Weserscharte“ war noch offen. Vor

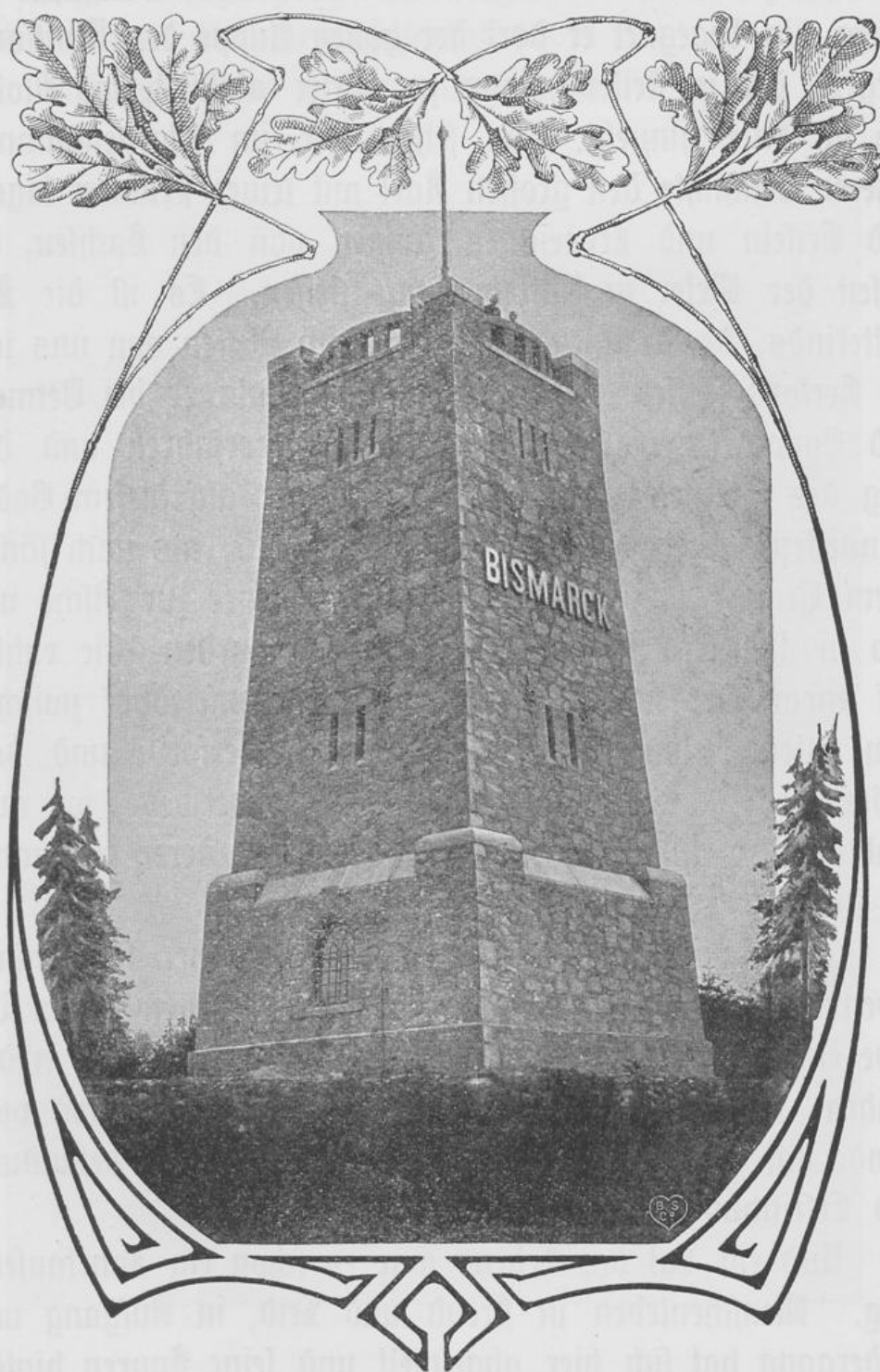
Morgengrauen mußte er das Werk beendet haben, und keuchend unter der Bergeslast eilte er dahin, als plötzlich auf Klocken Hofe in Röntorf der Hahn den Morgen verkündete. — Die Götterwelt verging in Götterdämmerung. Das Geschlecht der Riesen kam, und hier auf der Höhe wie drüben am Gebirge auf dem Tönsberge hatten sie ihre Wohnung. Wenn sie sich besuchten und unterwegs einmal ihre Holschuhe vom Sand reinigten, so entstand gleich ein kleiner Berg, wie jene Höhe, von der jetzt die Kirche von Leopoldshöhe herübergrüßt. Und auf die Riesen folgten dann die Menschen, zuerst im Dunkel der Wälder und Sage wandelnd, wie dort auf der Gnitahelde, der Knetterheide jenseit Schötmars, auf der Sigurd den Fafnir schlug — — —.

Kindheitswelt — du bist dahin! Traum war alles!



Dort steht die Wirklichkeit! Jene gewaltige Erznadel, die Wandel auf die Höhe des Leut setzte, schrieb wie ein eherner

Griffel den Anfang der Geschichte unsers Volkes, das in jenen Bergen zum ersten Male seine Freiheit erkämpfte und seine Einigkeit bewies, hier im alten Cheruskerlande! Und hier in greifbarer Nähe erhebt sich das Fanal des zweiten Armin, der Bismarckturm, der in Flammenschrift uns lehrte, daß deut-



scher Zorn in unsern Tagen wieder in Einheit zur Freiheit aufloderte und deutsches Blut uns das neue Reich errungen hat, in dem wir leben. Er steht mitten inne zwischen dem Denkmal seines Kaiserlichen Herrn, Wilhelms I. in der Porta, und dem Dreikaiserturm auf der Hünenburg bei Bielefeld.

Noch einmal den Blick rückwärts! Vom Gonstapel zur Porta hin begegnet er dort der hohen Kuppe des Amthausberges, der in steilem Hang zur Weser abstürzt, wo Olotho sich im Tale hinzieht. Da sehen wir im Morgendämmer unserer Geschichte den großen Karl mit seinen Franken lagern und Geiseln und Treueid empfangen von den Sachsen, die jenseit der Weser in Unterwerfung stehen. Es ist die Zeit Wittekind's, des Sachsenherzogs, der im Westen von uns jenseit Herford später seinen Sitz aufschlug, als er bei Detmold und Osnabrück die Macht der Franken erfahren und den Sieg des Kreuzes erlebt hatte. Die aber auf diesem Boden wandelten zu jener Zeit und vor jener Zeit, als nach sächsischem Brauch die Toten noch durchs Feuer zur Asche und also in Urnen dem Boden übergeben wurden, die ruhten auf jenem über ein Jahrtausend alten Urnenfriedhof zwischen dem alten Hellwege, der Straße nach Herford, und dem Gröchteweg, d. i. Gracht-, Grast- oder Gräberwege, wo auch heute wieder ein Friedhof die irdischen Reste derer aufnimmt, die hier im Tale des Lebens wandelten.

Ja, ein Tal des Lebens ist es! Wo Leben förderndes, Lebenskraft spendendes Wasser den verborgenen Tiefen der Erde entquillt, wo ein freundlicherer Himmel lacht als in den rauhen, feuchten Berggegenden der Nachbarschaft, wo viele Hände sich regen, um denen zu helfen, die zur Gesundung und Erfrischung hierhereilen.

Und ein Tal des Lebens war es schon ein Jahrtausend lang. Menschenleben in Freud und Leid, in Aufgang und Niedergang hat sich hier abgespielt und seine Spuren hinter-

lassen im Boden und in den Werken von Menschenhand. Dort liegt die alte Stadt, mit ihren altertümlichen Gebäuden, ihren traulichen Winkeln und hohen Giebeln mit zierlichem Schmuck und sinnreicher Inschrift. Möchten wir nicht einmal hindurchgehen durch die Straßen von Alt-Salzuflen und die Zeugen der Vergangenheit fragen, ob sie uns etwas erzählen können aus ihrer Geschichte?

Auf, laßt uns gehen und schauen!



Im Herzen der Stadt.

Das Herz Salzuflens ist weit!

In offener Breite liegt der Marktplatz da im Mittelpunkt der Stadt, umrahmt von hohen Giebeln, die wie gewaltige Denkmäler der Vergangenheit auf das Geschlecht der Gegenwart herabblicken: das stolze Rathaus, die stattlichen Bürgerhäuser in Stein- und Fachwerkbau, der massive und doch zierliche Kirchturm! Welche Nachbarstadt hat ihr Herz so weit geöffnet, so hoch umgürtet! Hier weht der Hauch der Geschichte uns an. Wenn des Tages Stimmen schweigen und Dämmerung ihre Schatten niedersenkt, dann beleben sich Markt und Straßen unserm geistigen Auge mit den Gestalten früherer Jahrhunderte. Wir sehen sie, die würdigen Väter der Stadt, die stolzen Geschlechter, die reichen Handelsherren, die biedereren Handwerker, die fleißigen Salzsieder, die wehrhaften Schützen, Frauen und Mädchen in malerischer Tracht, bei geschäftigem Tun und bei frohen Festen. Verweilt, ihr Gestalten aus Alt-Salzuflen! Erzählt mir im Mondendämmer, was einst hier war und geschah!

Wo Du jetzt stehst und wo der Markt sich weitet, da dehnten sich vor einem halben Jahrtausend noch Wiesen und Felder aus, zwischen Höfen und Häusern, am weidenbestandenen Bache und an baumbepflanzter Landstraße. Noch im Jahre 1640 waren die vier ältesten Meierhöfe bekannt: der Spenthof, Anningshof, Scheithof und Hestenhof. Der Scheithof lag in der Nähe der Schiehhofstraße, der Hestenhof am Wüstener Tore, das früher auch Heskammer Tor hieß; die Schenershagenstraße aber deutet auf eine jener Wallhecken hin, wie sie zwischen Höfen und Fluren auf dem Lande noch heute sich finden.

Aber dort hinter dem Rathause, wo jetzt noch der alte Salzhof sich erhebt, da standen um die Salzquelle herum

zahlreiche kleinere Gebäude, die Salzstätten oder Salzkotten, in denen die Sole in großen bleiernen Pfannen zu Salz gekocht wurde. Dort stiegen, bald aus diesem, bald aus jenem Hause mächtige weiße Dampfvolken in die Luft. Die Kotten waren meistens im Besitz fremder Herren, von Bischöfen, Grafen, Stiftern, Kirchen und Klöstern. Schon im Jahre 1048 besaß Bischof Rotho von Paderborn ein Salzhaus in Uflen, 1220 der Gaugraf Herimannus eine Salzrente, die er dem Kloster Marienfeld schenkte, was der Edelherr Bernhard II. zur Lippe bestätigte, 1251 der Graf Heinrich von Sternberg ein Salzhaus, das er zwei Rittern, den Brüdern von Wend, zu Lehen gab. Später finden wir die Herren von Oldenburg, Kloster Abdinghof in Paderborn, Stift Herford und Kloster Horvey, die Grafen von Schwalenberg und die lippischen Edelherren, sowie zahlreiche Adelige der Umgegend, aber auch Ufler Bürger als Besitzer von Salzhäusern; unter den letzteren ist 1537 auch Jaspar Huneke, dessen Familienname noch heute in Uflen vorkommt.

Daß die großen geistlichen und weltlichen Herren und Herrschaften einer so großen Umgebung hier am Orte ihre Salzhäuser oder Salzrenten hatten, wundert uns nicht, wenn wir bedenken, daß zu jener Zeit noch die reine Naturalwirtschaft herrschte. Jeder Grundherr mußte alle Bedarfsgegenstände selber erzeugen, Salz aber war von jeher, wie es heute noch ist, ein so notwendiges Gewürz, daß man sich seinen Besitz oder Bezug möglichst sichern mußte. So sehen wir denn im Geiste die Gespanne der Klöster und Stifter, der Herren und Ritter von weither hier vorbei ziehen zu den Salzhäusern und den Ertrag der Quellen hinausbringen nach allen Weltgegenden. Der Verkehr förderte mancherlei Gewerbe, und im Laufe der Jahrhunderte entstand unter den Höfen des Dorfes Uflen das Weichbild oder der Flecken Salzuflen, im Gebiet der Grafschaft Sternberg gelegen, daher mit dem Stern

über dem Salzbrunnen im Wappen. Hier, wo wir stehen, mitten auf dem freien Markte, stand in alter Zeit das Wahrzeichen der Stadt, ein Brunnen mit 2 Eimern. Dort, wo der Salzhof liegt, war der Salzbrunnen. Die Sole wurde nicht wie heute draußen auf den hohen Dornwänden gereinigt und im Salzgehalt gesteigert oder gradiert, sondern nur in Gleispfannen gekocht. Eine im Jahre 1309 erwähnte Pfanne hatte ein Gewicht von $9\frac{1}{2}$ Zentnern und eine Größe von 8 mal 10 Fuß und soll ein Werk von etwa 5 Zentnern Kochsalz geliefert haben. Um 1400 wurde ein Scheffel Salzrente, d. h. eine jährliche Lieferung von einem Scheffel Salz, mit einem Gulden bezahlt.

Neben Dorf- und Salz-Ästen bestanden noch zwei andere Orte: Quadußen und Rittersußen.

In friedlicher Entwicklung waren die Siedlungen des Salzetales zu wohlhabenden Wohnplätzen herangewachsen, wo Ackerbau und Gewerbe, Handel und Verkehr blühten. Da segte ein rauher Kriegsturm die blühenden Ortschaften in wenigen Tagen vom Erdboden fort. Auf der Straße von Lemgo zogen wilde Horden heran, böhmische Söldner im Dienste des Kölner Erzbischofs, der gegen den Edelherrn Bernhard VII. Fehde führte. Auf die Lipper war inzwischen die Grafschaft Sternberg übergegangen, und mit so vielen andern lippischen Orten teilte Dorf- und Salz-Ästen das harte Schicksal des Krieges. Widerstandslos waren die Orte dem Feinde preisgegeben. Sie kommen! Tausende kleiner Gestalten mit schwarzen Augen und Haaren. Sie machen nieder, was an Menschen in ihre Hände fällt, sie rauben das Vieh aus den Ställen und von der Weide, sie stecken die Häuser in Brand, alle, Höfe und Kotten! Das weite Tal ist erfüllt mit roten Flammen und schwarzem Rauch, und schwelender Schutt liegt Tage lang an der Stätte regen Lebens. Am den 20. Juni des Jahres 1447 war es, als die bange Ahnung sich erfüllte, die schon

aus einer Urkunde vom Jahre 1433 herausklingt: „würde Salzuflen einmal verwüstet, sodasß dort kein Salz mehr gesotten wurde“ — — —.

Aber aus den Ruinen erblühte auch hier neues Leben. Als die Böhmen nach Süden abezogen waren, um die Stadt und Veste Detmold ebenso zu verwüsten, um sich dann an den Mauern der Falkenburg und den Städten Lippstadt und Soest die Köpfe blutig zu stoßen, da kamen die in die Wälder verscheuchten Bewohner zurück, um mit kraftvoller Hand das Zerstörte wieder aufzubauen. Zwei Jahre nach der Zerstörung stand der Ort schon wieder, aber das Unglück hatte die Bewohner der so nahe gelegenen Orte, des Dorfes und des Weichbildes Uflen, verbunden und geeint. Sie schlossen sich jetzt zu einer Gemeinde zusammen und bauten sich auf engerem Raume in der Nähe der Salzquellen an, um den Ort mit Mauern umgeben und leichter verteidigen zu können. So entstand das neue Salzuflen aus der Asche, das Salzuflen, das heute als Alt-Salzuflen zu uns redet von vergangener Zeit.

Was der Kaktenturm erzählt.

Vom Herzen der Stadt lassen wir uns hinführen zu jenem alten Mauerturme, der an der Nordseite in der Stadtmauer sich erhebt. Jetzt stehen wir am Fuße des Alten. Wir fragen seine Steine, ob sie uns nichts erzählen aus seiner Jugend — — sie sind stumm, keine Zahl, kein Buchstabe redet! Freilich — mir könnte der Alte allerlei erzählen aus meiner Jugendzeit, aus jenen Tagen, wo wir Schuljungen von der nahen Schule aus ihm manchmal in den Pausen einen Besuch machten, wo in seinem Innern ein verlottertes Menschenpaar hauste, das unsern Augen und Ohren manch unschönes Schauspiel vorführte. Aber von seiner eigenen Geschichte weiß der Alte selber nichts, darüber hat er erst später von andern etwas



erfahren aus den Urkunden der Archive. Da hat er von seinem ehrwürdigen Alter vernommen; da hat er gehört, daß er noch mit dabei gewesen ist, als die Stadt erbaut wurde und sich aus Schutt und Asche erhob. Und da hat er denn an die Väter der Stadt die untertänige Bitte gerichtet, man möge ihn seinem Alter und seiner Würde entsprechend neu kleiden, damit er sich besser sehen lassen könne. So ist's denn auch geschehen, er hat eine neue Kopfbedeckung und einen ausgebesserten Rock bekommen, so daß er nun in das moderne Aflen besser paßt. Und nun er sich so lange stark erhalten hat, braucht er um sein Leben nicht mehr zu sorgen; man hat seinen Wert erkannt und wird ihn schützen und hüten wie ein kostbar Vermächtnis. Möchte er nun auch seines kleinen Bruders nicht vergessen, der draußen einsam im Walde steht, auf dem Wege nach Olotho, und bei den Stadtvätern ein gutes Wort für ihn einlegen, damit auch er noch einige Jahrhunderte am Leben bleibt.

Aber nun rede, Alter, von Deiner Jugendzeit! Weißt Du noch, wie damals die fleißigen Bürger sich freuten, als

Du mit den andern Mauer- und Tortürmen und der ganzen Stadtmauer fertig da standest? — Es war im Jahre 1472, als Mauern und Tore vollendet waren. Nun konnten die Bürger wieder sicher wohnen und ruhig schaffen trotz aller Unruhe der Zeit. Ihre Zahl wuchs und der Gemeindefäckel füllte sich wieder. Der Rat konnte Güter und Gerechtsame erwerben und tat es; er trieb eine kluge, vorausschauende Finanzpolitik. Er kaufte die Mühle an, die drunten „auf dem Damme“ noch heute klappert, und das Gut Seligenwörden, dessen spärliche Reste im Walde bei Schwaghof „auf den Kellern“ liegen. Wichtiger noch war die Erwerbung der eigenen Gerichtsbarkeit und der Selbstverwaltung. Er verstand es, die Gunst des Sandesherrn, des Edlen Herrn Bernhard VII., zu erwerben, die für Salzuflen von hohem Wert werden sollte.

Hast Du, Alter, ihn gesehen, als er im Jahre 1488 seine neue Stadt besuchte, der er soeben, am 28. Mai d. J., die städtischen Rechte verliehen hatte? Das waren frohe Tage für die Bürger. Nun hatten sie dieselben Rechte und Freiheiten, welche die Städte Lemgo, Horn, Blomberg und Detmold schon lange besaßen. Jeden Gudenstag, d. i. Mittwoch, durften sie einen freien Markt und am Sonntag nach Johannis wie bisher eine freie „Kermisse“ halten und im übrigen nach Lemgoer und Lippstädter Recht sich richten. Sie durften ihre „Stadesbumet“ an „Thoren, Muren und Porten“ fortsetzen und gleich anderen Städten Ämter und Gilden haben. Die Ufler hatten diese Gunstbezeugung wohl verdient. Der Sandesherr selber rühmt seine getreuen Bürgermeister, Rat und Gemeinheit zu Salzuflen wegen der seiner Herrschaft geleisteten Dienste. Diese mögen zum Teil in Kriegsdiensten bestanden haben, da ja Bernhard den größten Teil seines Lebens im Sattel und im Felde zubachte und unter dem Beinamen bellicosos, der Kriegerische, seinen Namen weit und

breit bekannt machte. Besonders erwähnt wird, daß die Ufler neben denen von Horn und Lemgo bei der Eroberung der Ulenburg tätig gewesen seien, welche südlich von Minden im Wesergebirge lag. Krieg kostete auch damals schon Geld, und daß Salzuflen auch in dieser Beziehung den Landesherrn unterstützte, hören wir aus einer Urkunde vom Jahre 1485, welche besagt, daß Bernhard von Bürgermeister und Rat zu Salzuflen 100 Gulden geliehen und denselben gestattet, bis zur Rückzahlung die dortige Wein- und Bier-*Accise* zu erheben, auch Bier zu versellen, d. h. verkaufen. Wenn Bernhard dann aus Dankbarkeit den Ort zur Stadt erhob, so dürfen wir noch ähnliche Gefälligkeiten voraussetzen; zugleich handelte der Landesherr im eigenen Interesse, denn die feste Stadt sollte ein Bollwerk gegen seine Feinde im Nordwesten sein, besonders gegen die Mindenschen, mit denen Stadt und Landesherr schon manchen Strauß ausgefochten hatten. So hatte im Jahre 1468 ein Gado von Verbeck, ein Mindener Untersasse, um Martini einem Ufler Bürger einen Karren mit Salz auf der Straße zum Medigenstein abgenommen, und am Fastabend 1469 war er „mit Hilfe von des Bischofs Hausgesinde sonder Fehde und Verwahrung“ d. h. ohne Fehde anzusagen, ins Land eingefallen und hatte den Ufelschen die Pferde weggetrieben, so daß Bernhard sich für die Geschädigten beim Domkapitel und beim Rat der Stadt Minden verwenden mußte; ob's etwas genützt hat, ist freilich fraglich. Sicherer war's in jener Zeit, man schützte sich selber, und so erbaute man an der Straße nach Minden, eine halbe Stunde von der Stadt, den Wartturm, dessen Ruine, der stumpfe Turm, noch heute im Waldesdunkel an der verlassenen alten Straße steht, ein stummer Zeuge des fehdereichen Mittelalters.

Und zu den Seiten jenes Turmes, von dem aus man die herannahenden Feinde schon in der Ferne erspähen und ihre Ankunft nach der Stadt melden konnte, legte man, um



den zum Ueberfall heranrückenden Feind aufzuhalten, quer zur Straße mächtige Doppelwälle an, weit ins Feld und den Berg hinauf. Auch ihre Reste sind noch sichtbar im Boden, aber die dichte Hecke aus Dornen und Gesträuch, welche für Menschen und Tiere undurchdringlich war, ist längst verschwunden. Solche Wallhecken umgaben das Stadtgebiet überall da, wo es nicht durch natürliche Grenzen geschützt war, besonders dort, wo Verkehrsstraßen die Grenze durchschnitten. Sandwehren hießen diese Befestigungen, ihre Reste sind an mehreren Stellen noch vorhanden. Der hohe Wall zwischen der Ufler Feldmark und der Schötmarshen Heide am Asenberge ist ein Stück der alten Sandwehr. Sie lief vom Asenberge hinunter an dem Wege entlang, der noch jetzt „in

der Lampert“, d. h. in der Sandwehr heißt, am Hoffmannsstift vorbei quer über die Straße, den alten Hellweg, weiter über Vega und Werre zum Knonhof. Auch gegen Herford hin war die Feldmark durch eine Sandwehr abgeschlossen; Mauer und Sandwehr bildeten so den doppelten Schutz, den die Stadt um ihr Gebiet gelegt hatte, um vor Ueberfall und Raub sicher zu sein. — Wie gut haben wir Menschen der Gegenwart es doch, daß wir frei und sicher in Land und Stadt wohnen und schaffen können! Wir brauchen keine Mauern und Türme mehr: Alter, Du bist nicht mehr nötig! — — Doch nein! — Steh fest, Alter, halt dich wacker in allen Stürmen der Zeit und erzähle noch vielen Geschlechtern nach uns, was starker Bürgersinn einst vermocht hat.

Wir aber wandern weiter über den alten Kirchhof neben der Kirche, wo so viele der alten Salzufler ruhen und schlafen im Schatten des Gotteshauses, jene Geschlechter, welche das alte Salzuflen und seine Mauern und Tore am Ausgang des Mittelalters erbauten.

Was die Kirchlinde flüstert.

Leise weht der Wind in ihrer mächtigen Krone, die hoch emporragt über den Kirchplatz mit seiner Treppe, und von hoher Mauer hinwegblickt über die Häuser der Umgebung. „Ich bin wohl ebenso alt wie der Alte da drüben, ich war ein zartes Bäumchen, als man ihn baute; aber ich habe viel mehr gesehen und gehört in der Welt als er. Unter meinen Ästen und Zweigen sind die Generationen von Jahrhunderten hindurch gegangen zur Kirche und Schule, ich habe ihre Hochzeitsfreude und ihren Lebensernst gesehen, ich sah, wie der Täufling zum Altar, die Toten zur Gruft getragen wurden. Ich habe der Männer Streit und Rede über die rechte Lehre angehört, wenn sie hier vor der Kirchthüre über



thesen logicas disputierten, und der Frauen Weinen und Klagen über des Krieges Not und Elend; aber auch der Kinder frohes Spiel! Ich habe gezittert und gebangt, als der alte, schöne, schlanke Kirchturm — es war am 5. November 1762 — in Flammen stand und seine Spitze neben mir zur Erde stürzte. Ja, ich habe noch den alten Turm und die Kirche hier entstehen sehen, vor fast vierhundert Jahren!

Das war eine bewegte Zeit, als die Kirche hier erbaut wurde! Siehe, dort über dem gotischen Portal des Turmes steht die Jahreszahl 1524; es ist die Zeit des großen Geißeskampfes der Reformationszeit, auch hier in Sakzusen regte sich ein neuer Glaube, und daneben das Streben der Bürger, frei zu werden von der kirchlichen Abhängigkeit von dem Nachbarorte Schötmar, zu dessen Kirchspiel die Gemeinde

noch immer gehörte, obwohl sie seit 1428 eine eigene Kapelle und seit 1477 auch einen Kaplan in ihren Mauern hatte. Der Kirchherr (Pastor) in Schötmar hielt zäh an seiner kirchlichen Hoheit über Uflen fest, und erst auf Bitten des Landesherrn verstand er sich im Jahre 1480 dazu, an sechs Hauptfesttagen (Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt, Palmsonntag und Karfreitag), an denen bis dahin die Salzufler nach Schötmar zum Gottesdienst gehen mußten, selbst nach Uflen zu kommen oder einen andern Priester zu senden, freilich nicht ohne besondere Vergütung seitens des Magistrats. Die Salzufler scheinen in dieser Zeit in ihrem Streben nach kirchlicher Selbstständigkeit mit dem Kirchherrn in Schötmar in argen Streit geraten zu sein, der dem Rat und der Gemeinde die Exkommunikation und das Interdikt zuzog, von denen sie erst im Jahre 1490 befreit wurden. In der Folgezeit hören wir von vielen Schenkungen an die Salzufler Kapelle, unter denen eine von besonderem Interesse ist: am 23. Mai 1515 stiftete Bürgermeister, Rat und Gemeinde zu Ehren des heiligen Leichnams einen Altar mit Wachsstock in ihrer Kirche als Lehen, „weil auf ihr inniges Anrufen der Salzbrunnen, der sich merklich vermindert, wieder geflossen“.

Die reformatorische Bewegung sollte der Stadt endlich die ersehnte Befreiung von der Bevormundung des Schötmarer Kirchherrn bringen. Von Lemgo kam der Pastor Gronewald nach Salzuflen, dessen evangelische Predigt offene Herzen fand, „alles Volk hing ihm an“. Weder der Kirchherr Anton Gießenbier noch der Landesherr Simon V. konnten es hindern, daß sich die Gemeinde 1531 von Schötmar löste, die neue Kirche auf dem Hallenbrinke erbaute und Gronewald zu ihrem Prediger berief, der bis 1538 in ihr wirkte. Sein Nachfolger Christianus wurde im Jahre 1548 abgesetzt, weil er das Interim, jenes vom Kaiser den Evangelischen aufgezwungene halbkatholische Bekenntnis, nicht annehmen wollte.

Das war die traurige Zeit des Schmalkaldischen Krieges, der der Stadt auch sonst manches Ungemach brachte. Der Sandesherr, der evangelische Graf Bernhard VIII. hatte seinem Lehns Herrn, dem Landgrafen von Hessen, Truppen stellen müssen, und die Folge davon war, daß das kaiserliche Heer in Westfalen, das schon Tecklenburg und Osnabrück heimgesucht hatte, nun auch gegen Lippe heranrückte. Zehntausend Mann und zwölftausend Reiter rückten am 6. Februar 1548 gegen Salzuflen heran, und am folgenden Tage sollte der „rote Hahn durch die Sande fliegen“. Auf Fürbitten der Grafen von Schaumburg und Hoja ließen sich die Kaiserlichen auf Verhandlungen ein, die zwischen dem Hauptquartier in Uflen und der Regierung in Detmold geführt wurden. Die kaiserlichen Räte ließen sich „mit vielen hochpochenden und snorkenden Worten vernehmen“, willigten aber schließlich in eine Brandschatzung von 5000 Gulden, nachdem ihnen außerdem noch 900 Gulden persönlich „verehrt“ waren, dazu noch, „was sunsten mehr verspillet und verzehret worden“.

Sechzig Jahre später, 1607, wurde in Salzuflen das reformierte Bekenntnis eingeführt, allerdings nicht ohne mancherlei Unruhen. Magistrat und Bürger widersetzten sich anfangs der reformierten Gottesdienstordnung und Lehre; aber nachdem die Anstifter beschwichtigt waren, kam die Gemeinde bald zur Ruhe und lebte und entwickelte sich seitdem in Einigkeit und Frieden, auch dann, als Gemeinden anderen Bekenntnisses sich bildeten und Kirchen erbauten, die lutherische und die katholische.

Ich bin mit der Kirchengemeinde alt geworden, und bald werde ich nicht mehr sein. Möchte die Gemeinde aber in immer neuen Geschlechtern sich verjüngen und in kräftigem Leben mich lange überdauern — — —“!

So flüsterte die ehrwürdige Zeugin der Vergangenheit. Wir gehen in gedankenvollem Schweigen die Stufen und die

Straße hinab den alten Kirchweg, an dessen Ende zur Linken das alte Pfarrhaus liegt, das den Hirten der Gemeinde zur Wohnung diente, bis sie vor einem halben Jahrhundert das neue Pfarrhaus vor dem Ostertore erwarb.



Vor Merians Stich.

Wie mit einem Zauberschlag versehen uns diese alten Merianschen Kupferstiche deutscher Städte um ein Vierteljahrtausend zurück. Was eine neue Zeit rings um die Stadt entstehen ließ, das verschwindet hier, und hart und klar in rauher Rüstung steht die Stadt vor uns, eine nach außen bewußt scharf begrenzte und geschlossene Zusammenfassung menschlichen Daseins und Lebens.

So steht sie hier vor uns, die alte Salzstadt, wie sie um 1650 ausgesehen hat, im wesentlichen also auch so, wie sie im 16. Jahrhundert sich dem Blick darbot. Anmutig liegt sie zwischen Berg und Fluß in Wiese und Wald gebettet. Fern rechts grüßt der Nachbarort Schötmär herüber, immer noch neidisch auf die Stadt, die einst als seine Tochter kirchlich von ihm abhängig war. Niemand würde das heutige Salzpfaffen mit seinen Schloten und dem Kranz neuer Villen,

der die Altstadt umgibt, in Merians Bilde wiedererkennen. Gefallen ist zum größten Teil die Mauer, die den Ort umgürtet; ihre spärlichen Reste verbergen sich in engen Gassen. Verschwunden sind die stolzen Thor- und Mauertürme — bis auf einen, den Rathenturm, der links neben der Kirche steht. Verschwunden ist auch der schlanke Kirchturm, seiner Zeit der höchste des Landes; an seiner Stelle erhebt sich jetzt der durch seinen massiven Unterbau wie durch seinen in Linien und Massen gleich gefälligen Oberbau imponierend wirkende Turm der reformierten Kirche, der die Häuser der Altstadt weit überragt, wie sein Vorgänger auf unserm Bilde der beherrschende Mittelpunkt des Stadtbildes. Zwischen Kirche und Mauerturm erhebt sich der abgetreppte Giebel des altherwürdigen Rathauses, wahrscheinlich ums Jahr 1545 erbaut. Wir sehen die Stadt hier von Westen her, wie sie sich unsern Blicken heute vom Bahnhofs aus darbieten würde, wenn die erst nach den siebziger Jahren erbaute Neustadt uns die Aussicht gestattete. Was dem Ankömmling, der dem Zuge entsteigt, heute zuerst ins Auge fällt, die Hoffmannsche Reiskörnerfabrik, was dann weiter die Signatur der heutigen Stadt bedingt, das in riesigem Aufschwunge befindliche Solbad an der Nordseite der Stadt, und der Ring der Villen und Wohnhäuser, der die Altstadt umgibt, das alles ist ein Ergebnis der Entwicklung der letzten Jahrzehnte, die für die Stadt eine neue, schöne Blütezeit heraufführten.

Eine gleich schöne Blüte erlebte sie drei Jahrhunderte früher, zwischen der Reformationszeit und dem dreißigjährigen Kriege.

Obgleich die jüngste unter den damaligen Städten der Grafschaft Lippe, nahm sie doch ums Jahr 1530 schon die dritte und um 1550 sogar die zweite Stelle unter ihnen ein, nur von der alten Hansestadt Lemgo wurde sie an Größe

und Reichtum übertroffen; an Reichssteuern und Abgaben zahlte sie drei- bis fünfmal so viel als Detmold.

Neben Ackerbau und Viehzucht, die in der fruchtbaren Feldflur und auf den saftigen Bergweiden vorzüglich betrieben werden konnten, waren Handwerk, Gewerbe und Handel wichtig. Die Salzgewinnung brachte auch einen lebhaften Verkehr mit der näheren und weiteren Umgebung mit sich. Es bestand ums Jahr 1600 eine Gewerkschaft der „Salzverwandten“, fast nur Bürger von Salzuflen, welche das Werk in primitiver Weise in 48 Salzhäusern oder Kotten betrieben. Die Sole wurde nur aus einem einzigen Brunnen von den Zögern (Ziehern) in Eimern aufgezogen, in die Kotten geleitet und ohne Gradierung auf bleiernen Pfannen mit Holzfeuerung gesotten. Die Berechtigten hatten bestimmte Tage zum „Wellen und Sieden“, mehr oder weniger, je nach dem wechselnden Wasserstande. Zu einer Sode sollten für jedes Salzhaus nicht mehr als 120 Horneimer gezogen werden. Den Ertrag eines Tagewerks rechnete man in ungünstigen Zeiten nur auf ungefähr 30 Scheffel Salz, nach Abzug von 18 Scheffeln für Feuerung und Arbeitslohn. Graf Simon VI. zur Lippe (1563-1613) wurde durch Ankauf mehrerer Salzwerksanteile Mitglied des Kollegs, sein Sohn Simon VII. aber verkaufte seine Anteile wieder an die Interessenten für 10 000 Reichstaler. Das Salzufler Salz stand dem Lüneburger an Güte nicht nach. „Dieses Städtlein“, sagt Marian in seiner Topographie Westfalens 1650, „ist ein nahrhaft Städtlein, nicht allein wegen des Salzes, so daselbsten reichlich gesotten und in umliegende Örter geführet wird, sondern auch wegen des leinen und wullen Tuchmachens, dessen daselbst vor diesem viel gemacht, bereitet und verkauft worden.“ Der Handel mit Seinwand war im 16. Jahrhundert sehr bedeutend, nach Bremen, Amsterdam und England wurden von hier aus die „lippischen Saken“ verschickt. Noch aus dem Jahre 1629

finden wir die Nachricht, daß 2000 Ellen Seinwand nach England „von Salzuflen als aus einem ganz neutralen Land abgeschickt seien, deswegen mit der lippischen Rose gezeichnet gewesen, wären aber von den Dünkirchnern zur See weggenommen worden.“ Der Magistrat der Stadt bat die Regierung zu Detmold „um ein Verschreiben an den Infanten zu Grüssel, daß ihm das Seinen restituieret werde.“ Die Regierung fertigte daraufhin ein Schreiben an den Gouverneur zu Dünkirchen und einen Paß für den Boten aus, aber das Seinen wird man wohl nicht wieder erhalten haben. — Auch die Bierbrauerei wurde in Salzuflen lebhaft betrieben, im Jahre 1581 wurde eine Brauergilde oder ein Braueramt errichtet. Die Holzgitter der Darrböden an einigen alten Holzgiebeln der Stadt zeugen noch heute vom Betriebe dieses Gewerbes. Auch das Ufler Bier rühmt Merian: „Man brauet daselbst neben anderm auch ein gut weiß Bier, Grüh genannt, am Geschmack süß und lieblich, dem Hannoverschen nicht unähnlich“. In den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts wurde indes noch viel Bier von Minden eingeführt, „von zwei Bürgern wöchentlich zwei Fuder“. Die Landesherrschaft verbot das und rügte den Magistrat, weil in der Stadt „ein Fressen und Saufen im Schwange ginge“. Der Magistrat aber verwahrt sich dagegen und sagt, er „suche soviel als möglich den Zapf des Mindener Bieres zurückzuhalten, aber die fremden Durchreisenden verlangten keinen Grüh, auch könnten kranke und alte Leute denselben nicht vertragen; die Stadt Minden habe sich zu revanchieren gedroht, wenn kein Bier daselbst geholt würde“; er bittet darum um die Erlaubnis, einige Fuder einfahren zu dürfen, damit ihre Gerechtigkeit nicht verloren gehe. Elf Jahre später ersucht der Magistrat selber „um Abschaffung des Mindener Bieres, welches die Leute zur Völlerei verleite und besonders in Schötmar im Schwange gegangen“. Merkwürdige Ansichtsänderung!

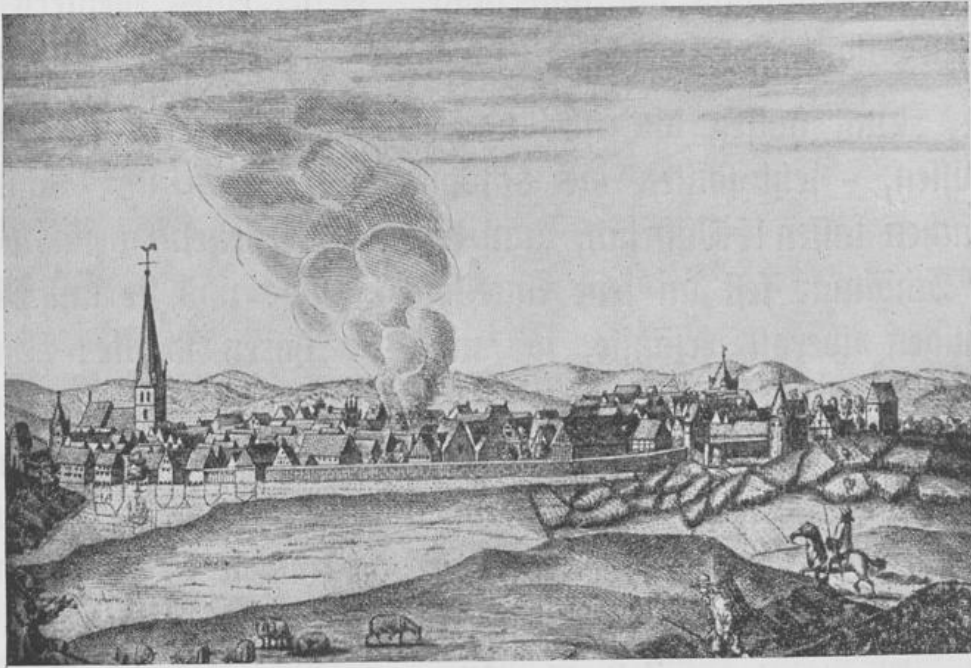
Sollte sich die Bierbrauerei in Salzuflen so vervollkommen haben, daß nun auch alte und kranke Leute den Brühhan vertragen konnten? Oder wollte man nur des fremden Wettbewerbes ledig sein, selbst auf die Gefahr hin, daß die „Gerechtigkeit“ dabei verloren ging? Das Letztere wird wohl das Wahrscheinlichere sein, denn es paßt gar zu sehr zu dem ganzen Streben der damaligen Zeit, welches dahin ging, durch Vorrechte oder Privilegien die Konkurrenz von sich fernzuhalten. Das furchtbarste Instrument zur Vernichtung der Konkurrenz besaßen die lippischen Städte in dem sog. 70jährigen Privileg, daß sie sich vom Edelherrn Bernhard VII. zwischen 1480 und 1490 hatten erteilen lassen, und dem zufolge in Dörfern keinerlei Handwerk geduldet werden sollte. Mit scharfen Augen wachten die Bürger der Städte über dieses Vorrecht, welches Bernhard VIII. im Jahre 1560 auf weitere 70 Jahre erneuerte. Für uns, die wir an den Gedanken der Gewerbefreiheit gewöhnt sind, sind solche Bestimmungen ganz unfassbar. Zu welchen Härten sie führten, zeigt ein Fall aus dem Jahre 1655. Die Schuhmacherzunft in Salzuflen beklagte sich über einen Schuhmacher in Schötmar und berief sich auf die Verordnung: Wenn die Ufelschen Schuhmacher ihre Arbeit von gutem Leder gegen billige Forderung machten, so habe man nach Schötmar einen Schuhmacher zu sehen nicht vonnöten. Der Schuhmacher zu Schötmar andererseits berichtete an die Regierung, er könne sich nicht in das Schuhmacheramt (Innung) zu Salzuflen begeben, weil es 100 Taler koste, und müsse auf diese Art aus dem Lande wandern. Demgegenüber erklärte das Schuhmacheramt, daß es den Schötmarschen nicht einmal als einen Altflücker in der Zunft dulden werde. Die Regierung konnte nach den bestehenden Verhältnissen nicht anders entscheiden, als daß der Schuhmacher zu Schötmar sich bis auf weiteres des Handwerks enthalten solle, und obwohl dieser nochmals

um die Erlaubnis bat und sagte, „er sei eines Meisters in Uflen Sohn“, so mußte „es doch dabei sein Bewenden haben.“

Einst hatten die Ufler nach Schötmar zur Kirche gehen müssen, — jetzt sollten die Schötmarer in Uflen ihre Schuhe machen lassen! Wahrlich, man kann es verstehen, wenn man in Schötmar fest an jene Anekdote glaubte und sie mit Vergnügen überall erzählte, wo man sie hören wollte: Einst habe man in Schötmar einen Missetäter hängen wollen und die Nachbarstadt um die Erlaubnis gebeten, den städtischen Galgen benutzen zu dürfen; aber der Rat habe die Erlaubnis verweigert mit den Worten: „de Galgen es för us un iuse Kinner!“

Wie zu jener Zeit die Väter, so sind auch die Kinder später noch manchmal von Meid und Groll gegeneinander erfüllt. Doch besser ist's, daß man vergißt, was einmal war, und mit Vertrauen und vereinter Kraft die Aufgaben der Gegenwart erkennt und löst.

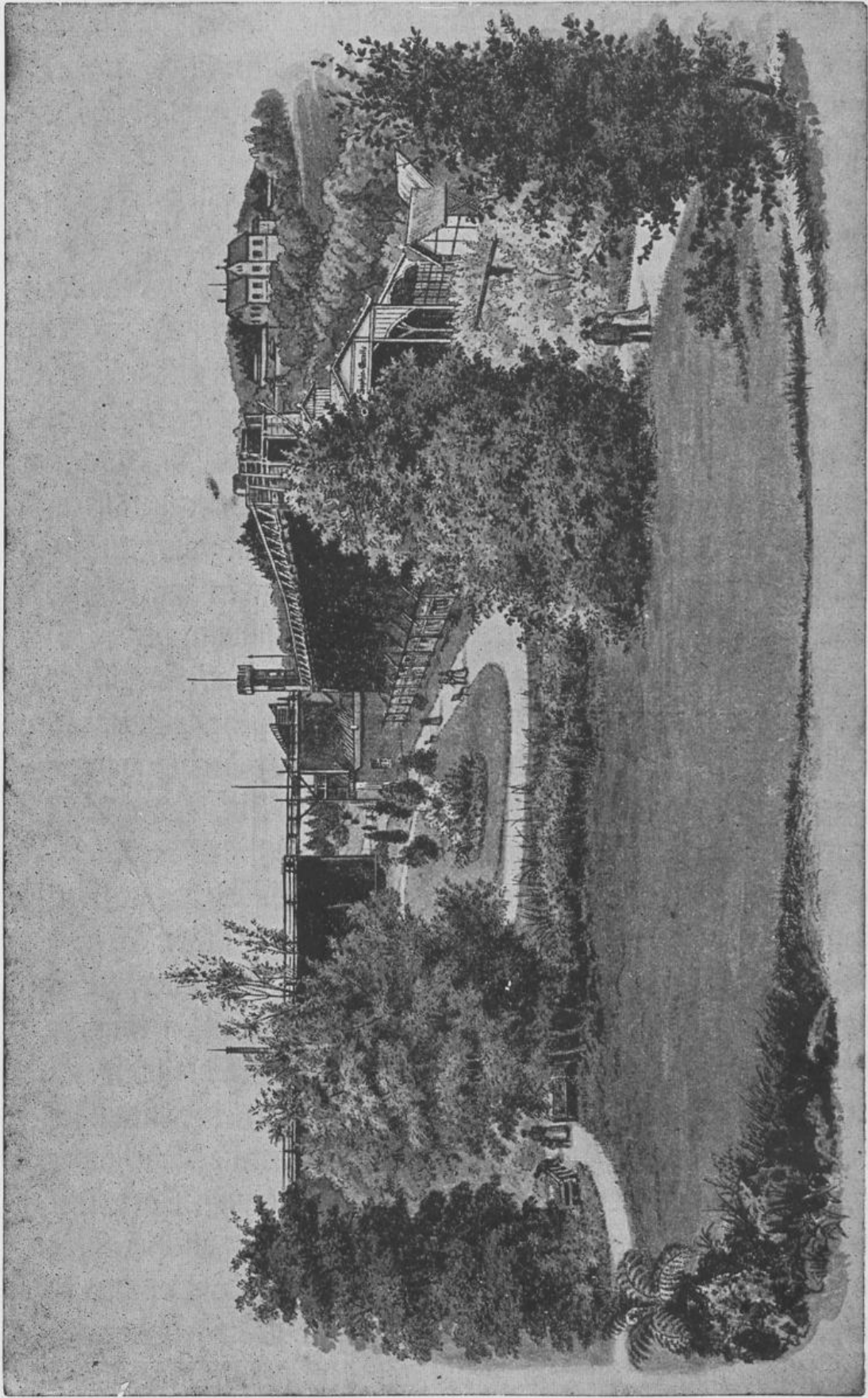
Ein unbekannter Meister hat uns noch ein anderes Bild von Alt-Salzuflen hinterlassen, von dem nur ein Exemplar bekannt ist, das sich auf der Landesbibliothek in Detmold befindet. Es wird aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen und stellt die Stadt von Norden gesehen dar. Die weidende Herde im Vordergrunde mit dem die Flöte blasenden Hirten, der eilende Wanderer und der berittene Bote legen einen Hauch von Romantik auf das Bild, während die in der Stadt aufsteigenden Dampfwolken uns an die Betriebsamkeit der Bewohner in der Salzgewinnung erinnern. Die steinerne Wehr, die Merians Stich den eigenen Reiz verleiht, tritt hier im Stadtbilde etwas zurück. In der Wiedergabe der Tor- und Mauertürme scheint unser Bild getreuer zu sein, als Merian. Wir erkennen am äußersten Rande links deutlich das Wüstener Tor und rechts das Herforder Tor,



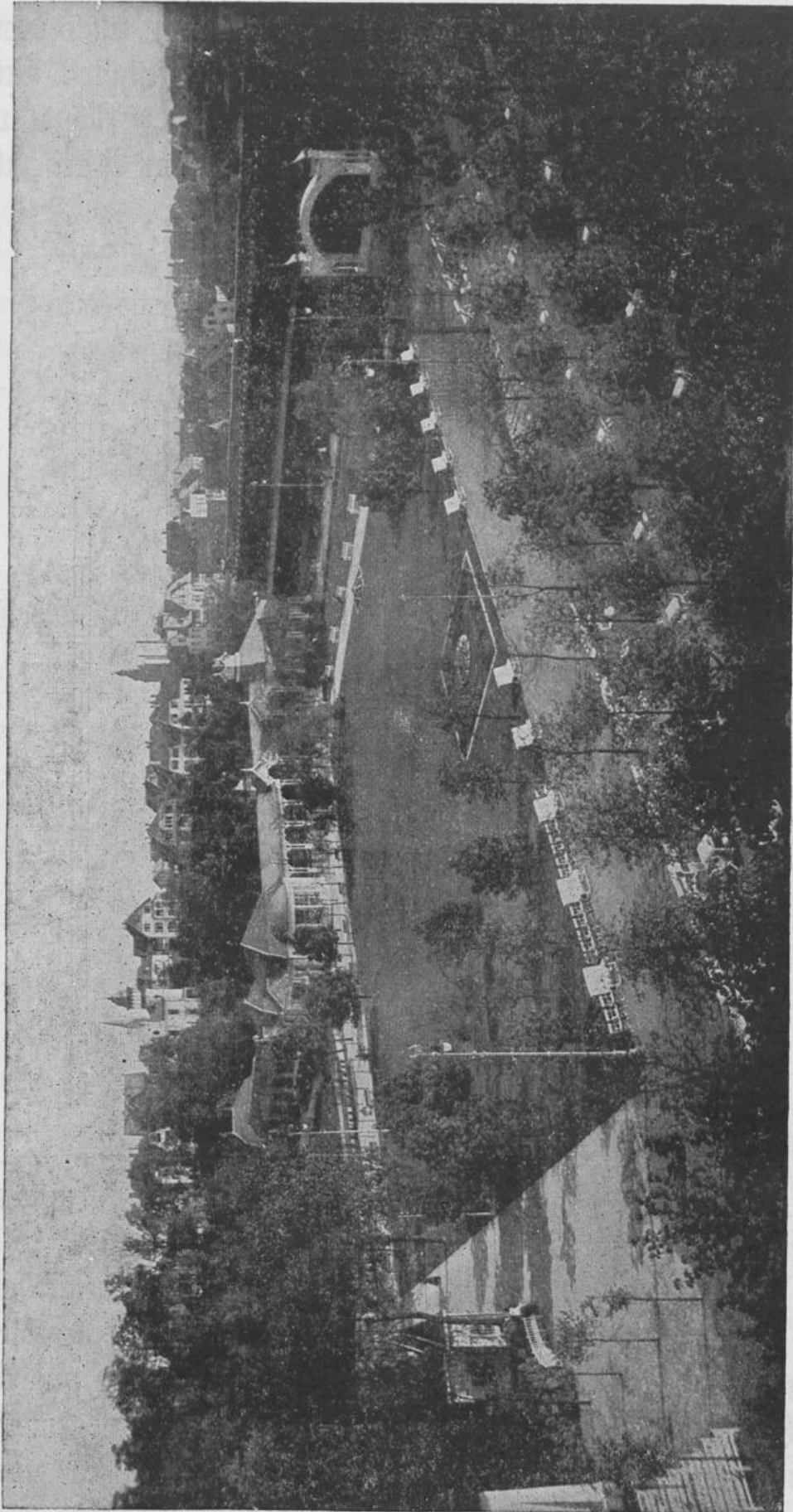
beide durch viereckige Türme mit Satteldach gekennzeichnet. Bei Merian ist das Herforder Tor dem Beschauer zugekehrt, das Wüstener Tor dagegen nicht, an seiner Stelle erscheint ein kegelförmiger Turm. Am Ende der langen Stadtmauer steht rechts, etwas zurückspringend, der Schlipsteiner Torturm, der bei Merian ebenfalls nicht zu sehen ist. Von den drei runden Mauertürmen ist der Rathenturm neben der Kirche deutlich erkennbar; der Turm zwischen dem Schlipsteiner und Herforder Tore steht bei Merian ganz links. Wir können ihn den Schühenturm nennen, denn zwischen ihm und dem Herforder Tore lag der Schühenwall. Der hinter dem Schlipsteiner Tore über die Häuser hervorragende hohe Mauerturm, der bei Merian rechts steht, muß in der Nähe des Schießhofes gestanden haben. Das vierte Tor der Stadt, das Ostertor, ist weder hier noch auf Merians Stich zu sehen. Das hohe Gebäude in der Mitte der Stadt, mit den verzierten Giebeln, scheint das Rathaus zu sein. Der Mühlenteich im Vordergrunde, in dem sich die noch heute dort stehenden Häuser u. a. auch die städtische Mühle spiegeln, zog sich damals an der Stadtmauer entlang bis zum Schlipsteiner Tore,

die anliegende Wiese ist jetzt die städtische Gleiche. Wo aber hier die Herde weidet und der Hirt sein Liedlein bläst, da beginnt jetzt der Kurpark sich nach Norden hin auszudehnen. Welch ein Gegensatz und Wechsel der Dinge!

Und welch eine Entwicklung hat dieser Fleck Erde in den letzten Jahrzehnten durchlaufen! Da stehen vor uns zwei Bilder: das eine stellt den Kurpark vor einem Menschenalter am Ende der 80er Jahre dar, das andere seine gegenwärtige Gestalt. Damals ein beschränkter, einfach angelegter, wenig gepflegter Platz südlich der Saline; heute ein weitgedehnter, 65 Morgen großer, von Wald und Villen umsäumter eleganter Park, der sich nördlich des früheren im Salztal hinauf erstreckt, mit Wandelhalle, Kurhaus, Kasenflächen, Blumenbeeten, Spielplätzen, Wasserflächen und allem, was zur Unterhaltung, Erfreuung und Gesundung des Menschen dienen kann. Damals einige Hunderte von Kurgästen, die im Leben der Stadt kaum hervortraten; heute über 16 Tausend, die für die wirtschaftliche Existenz der Bewohner von Ausschlag gebender Bedeutung sind. Im Jahre 1857 wurden 3400 Bäder verabreicht, 1877: 12 000, 1892: 17 000, 1912: 198 000! Das erste 1857 erbaute Badehaus enthielt 8 große und 2 kleine steinerne Mannen; heute stehen 6 Badehäuser zur Verfügung, in denen täglich 3000 Bäder, 1500 Solbäder und 1500 Thermalbäder abgegeben werden können. Der Aufschwung des Bades erfolgte in der Hauptsache im letzten Jahrzehnt. Seitdem die Heilwirkung der Salzsüfler Sole mehr gewürdigt und bekannt, seitdem neue Badehäuser und Kuranlagen geschaffen und den Anforderungen der Neuzeit entsprechend eingerichtet wurden, besonders aber seitdem man im Jahre 1906 einen Thermalprudel erbohrte, der in 534 Meter Tiefe eine Wärme von 34 Grad Celsius und einen Salzgehalt von 5 Prozent besitzt, ist der Besuch des Bades ständig, in den letzten Jahren geradezu rapid gestiegen.



Der Kurpark am Ende der 80er Jahre.



Teil des Kurparks im Jahre 1912.

Im engen Zusammenhange damit hat sich auch das äußere Bild und das innere Leben der Stadt umgestaltet. Ein neuer, großer Zug geht durch das Gemeinwesen. Möge er neben dem Neuen, das er schafft, das, was am Alten gut war, zu bewahren nicht vergessen!

Redende Zeugen blühender Zeit.



Haus Obermeyer an der Langenstraße.

Das sind die hohen stattlichen Bürgerhäuser mit ihren stolzen Giebeln und Erkern voll Schmuck und Inschrift. Sie sind Zeugen des Wohlstandes, den die Glüte des Gewerbes und des Handels im 16. Jahrhundert den Bürgern brachte. Nächst Lemgo weist keine lippische Stadt ihrer so viele und so ansehnliche auf wie Salzuflen; selbst Herford, obwohl größer, ist nicht so reich an ihnen wie die kleine Salzstadt. Sie umgeben den Markt, den Mittelpunkt des städtischen Lebens und

finden sich in stattlicher Zahl und Reihe an der Langerstraße, der Hauptverkehrsader des Orts, und zerstreut in einigen anderen Straßen. Welch hohen Sinn für architektonische Schönheit verkünden diese Denkmäler der Baukunst, jene hohen Giebel mit ihrem Schmuck in Bildwerk aus Holz und Stein und ihren schönen Sinnsprüchen, diese großen Gebäude, welche Wohnraum, Scheune und Geschäftsraum unter einem Dache vereinigen, die Zeugen von Wohlstand und Behaglichkeit, von fleißiger Arbeit und tüchtigem Bürgersinn.



Der schönste der Steingiebel ist der am Marktplatz Nr. 5, im Jahre 1564 im Renaissancestil erbaut, der in fünf Stockwerken durch kleine Rundbogenfenster, eingerahmt von gefurchten Halbsäulen, lebendig gegliedert wird. Er trägt unter den Fenstern des Obergeschosses die Inschrift: *Ubique est omnique inspicit Deus* - Johann Barkhusen 1564.

(Gott sieht alles und ist überall.) Gleich daneben steht ein anderer Giebel von schwereren Formen in stark ausgeprägtem Barockstil; beiden gegenüber liegt das Rathhaus mit seinem ebenfalls steinernen Renaissancegiebel, im Jahre 1545 erbaut und 1846 mit einer gotischen Freitreppe versehen.

Aus den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts stammen auch die beiden großen alten Fachwerkhäuser der Osterstraße, die allerdings weniger in baulicher als in inschriftlicher Hinsicht bemerkenswert sind. Das eine, Osterstraße 2, die Wirtschafft Rodenroth, vom Jahre 1571, trägt am obersten Querriegel die Bitte: Ach Gott, hilf mich erwerben - Ein erlich Leben undt sellich Sterben, — am zweiten Balken: Simon Hermann Neman - Ilsebein Husemans. Hilf Godt aus Nothen. Gose Lude wolten mich doden. Nu hadt mir Godt gegeben die Macht, das ich ire Bosheit nicht ach — am dritten Balken: Wol den Armen bespottet, de honet dessulben Schepper und wol sich fines Ansals vorfromet, de wart nich ungestraffet bliwen. Soli deo gloria. Gratia debetur domino, qui servat et auget. Reparatum 1747. (Gott allein die Ehre. Dank gebührt dem Herrn, der behütet und mehret.)

Das andere Fachwerkhaus, Osterstraße 10, ist aus dem Jahre 1579 und hat an seinem schlichten Erker das lateinische Distichon: Credo Deo, confide Deo spes omnis in isto — Sit tua qua habitas in regione mane. (Glaube an Gott und vertraue auf ihn; alle Deine Hoffnung sei in ihm; bleibe im Lande, wo Du wohnst.) Gleichalterig muß das Haus Ritterstraße 8 sein; das unterhalb eines mit dem Muschelornament gezierten und gefüllten Tympanons den Vers trägt: Credo Deo, sufferque malum patienter et ora (Vertraue auf Gott, ertrage das Leiden geduldig und bete). An derselben Straße, Nr. 10, steht das älteste datierte Haus Salzuflens, eine Scheune mit gemusterten

Ziegelwänden, die über der Tür an der Längsseite unter der Hausmarke die Inschrift aufweist: D. Anthonius Geisenbeir fieri me fecit (hat mich bauen lassen) 1520. Er war Pleban der Pfarre Schötmar, zu der damals auch noch die Kapelle zu Salzuflen gehörte.



Fachwerkhäuser an der Langenstraße. Nr. 33 von 1612, Nr. 35 von 1618.

Aus der Blütezeit der Stadt vor dem großen Kriege stammen auch die drei schönen Fachwerkhäuser im Renaissance-

schmuck an der Langenstraße, Nr. 33 vom Jahre 1612, Nr. 35 vom Jahre 1618 und Nr. 41 aus derselben Zeit. Sie bieten in ihrer vorspringenden Anordnung nicht nur ein höchst eigenartiges Straßenbild, sondern erfreuen auch durch die Feinheit und Sauberkeit der Ornamente, worin sie die ähnlichen Bauten Lemgos vielfach übertreffen. Das Haus Nr. 33



Fachwerkhaus an der Langenstraße Nr. 41.

trägt die Inschrift:

De Segen des Herrn din Guds thut mehren,
So du dich mit ehernen tuest erneeren.

Ungunst der Luthi wirt dir nicht schaden,
Wat Guds huet giff, wirt wohl gerathen.

In Bau und Schmuck diesen Denkmälern der Architektur
ähnlich ist das Haus an der Steege zwischen der Herforder-
straße und der Salze.

Wenn wir so durch Alt-Salzuflen wandern und seine
schönen und stolzen Häuser betrachten und jene Zeit in uns
lebendig machen, so erkennen wir eine gewisse Ähnlichkeit
mit unserer Zeit. Die Befreiung des deutschen Geistes in der
Reformation und die Entdeckung und Eroberung der Neuen
Welt hatten eine Entfesselung und Kräftigung des geistigen
und wirtschaftlichen Lebens im Gefolge, wie erst unsere eigne
Zeit sie seitdem wieder erlebt hat, die wiederum eine Stei-
gerung des Wohlstandes und eine Hebung der Kultur her-
beigeführt hat; und vielleicht sind gerade deshalb wir Heu-
tigen wieder fähig und willig, die Leistungen jener ersten
Kulturperiode zu würdigen und zu schätzen, und daher un-
sere Freude an ihren Denkmälern und unser Wille, sie zu
hegen und zu schützen.

Hinter Der Wike.

Unter den alten schönen Fachwerkhäusern Salzuflens ist
eins, das mich mehr als alle andern anzieht. Es ist nicht
das imposanteste, wenn auch vielleicht im Schmuck das zier-
lichste; aber es ist inschriftlich und geschichtlich so anziehend
und anteilweckend, daß mein äußerer und innerer Blick immer
wieder von ihm angezogen und festgehalten wird.. Es ist
das Haus Nr. 7 hinter der Wike, wie der Teil der Langen-
straße hinter dem Salzhofe heißt. Es ist im Jahre 1621
von dem Pastor Johann Voosher und seiner Ehefrau Anna
Resen erbaut. Dieser Mann, vorher an der Schule in Lügde



Haus an der Langenstrasse Nr. 7, vom Jahre 1621.

tätig, wurde 1615 nach Salzufen berufen und war hier über 40 Jahre, bis 1659, Pfarrer und Superintendent. Er hat also die ganze Zeit des 30jährigen Krieges hindurch die Leiden seiner Stadt und Gemeinde geteilt, und der Wunsch, den er in einem lateinischen Distichon am Giebel seines Hauses

aussprach, ist wohl kaum in Erfüllung gegangen. Der Spruch ist ein Chronostichon, d. h. ein Vers, worin einzelne Buchstaben groß gehalten und als römische Ziffern zu lesen sind, welche addiert das Jahr der Erbauung (1621) ergeben; er lautet: sJt LarJbVs nostrJs, opto, ConCorDJa Constans noster et assJDVo LVCeat Jgne focus - d. h. Dauernde Eintracht sei, wünsch' ich, den Hausgenossen beschieden, Stets behaglich leuchte ihnen das Feuer des Herds. Darauf folgt: Dominus providebit, der Herr wird's versehen; über der Haustür steht: Den was mir Got gunt, das mus geraden.

Nicht zu oft wird das Herdfeuer Dir und Deiner Lebensgefährtin behaglich geleuchtet haben, Du würdiger Pfarrerherr von Alt-Salzuflen in jener trüben Zeit! Wie oft sahst Du die wilden Kriegshorden Tillys und Wappenheims und der Schweden vor Deinem Hause vorbei die Heerstraße ziehen von Lemgo nach Herford, von Herford nach Lemgo, welchen Jammer sahen Deine Augen in den Zeiten der Noth, der fortdauernden Einquartierungen, der Verwüstungen und gar der Seuchen, als die Pest ihre Opfer forderte und die Glocken Tag für Tag die Toten zum Kirchhof riefen. Und als endlich der reitende Bote von Münster kam, der den Frieden verkündete, da schütteltest Du ungläubig Deine grauen Haare, Du zweifeltest fast, daß jemals wieder eine bessere Zeit kommen werde.

Sah uns eintreten in Dein Stübchen, ehrwürdiger Alter, und aus Deiner Chronik hören, was Deine Stadt in jener Zeit gelitten hat!

Noch feierte man in Salzuflen frohe Feste, lud auch den Landesherrn Simon VII. 1621 zum Schützenfeste ein, als fern in Böhmen der wilde Kriegstanz schon begonnen hatte, der seine Wirbel bald auch bis in die Straßen der stillen Stadt kreisen ließ. Tilly durchzog mit seinen Scharen das Land, und der Rat Salzulens klagte bald in beweglichen

Eingaben an die Regierung über die Not der Bürger. In der Stadt sei nicht für einen Groschen Weißbrot zu bekommen. - Noch größere Leiden aber brachten die dreißiger Jahre, als Pappenheim den Oberbefehl über die Kaiserlichen in Westfalen führte; 16 Jahre lang ging es da aus einer Not in die andere. Schon im Jahre 1632 wurde die Stadt 32 mal mit Einquartierung heimgesucht, und es ist begreiflich, wenn der Rat über „große Kriegsbeschwerden“ klagt und um eine Zusteuer vom Lande bittet, weil die Bürger nichts mehr zu leben hätten. Dazu kam im Jahre 1636 die Pest, welche im Verlauf von sechs Monaten 454 Menschen hinraffte. Die Gärten und Felder waren verwüstet, die Viehkämpfe lagen offen und öde, zahlreiche Häuser verfielen oder wurden zerstört. Nach einem Bericht des Magistrats vom Jahre 1666 sind 106 Häuser seit dem Jahre 1624 zu grunde gegangen. Schon im Jahre 1634 klagt der Rat, daß die Bürgerschaft seit einigen Jahren um 60 bis 70 Hausgeessene abgenommen habe und daß viele Bürger die ledigen Häuser zu Scheunen gemacht hätten. Während im Jahre 1624 noch 359 Bürger in der Stadt wohnten, gab es deren im Jahre 1666 nur noch 204, aber 59 Witwen. Den Kriegsschaden berechnete die Stadt für die Jahre 1634 bis 36 auf 39618 Taler und für die Jahre 1636 bis 40 auf 29153 Taler, dazu mußte sie noch die ordinäre Kriegskontribution von 17000 Talern zahlen. Kein Wunder, daß man zur Bezahlung solcher Summen große Anleihen machen und trotzdem um Nachsicht wegen rückständiger Zahlungen bitten mußte.

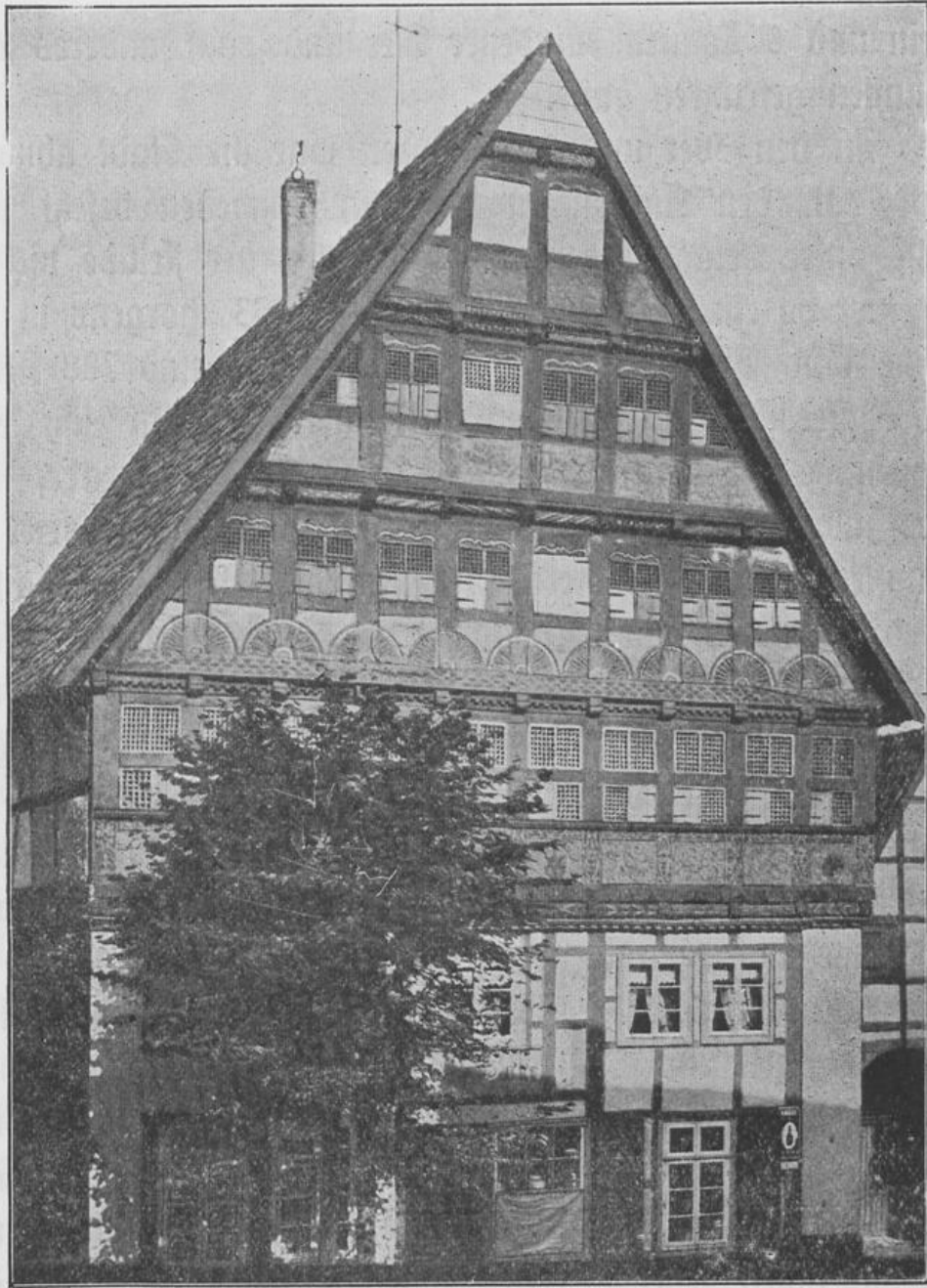
Wie die Soldateska damals in der Stadt sich aufspielte, dafür ein Beispiel: „Im Jahre 1623 beschwerte sich Jobst Barkhausen über den bei ihm einquartierten Fähnrich, welcher „nach Ausweis der Herbststücke“ in etwa vier Wochen mit seinen Gästen, deren er öfter 10 bis 12 einlud, und mit den Musikanten, die ihm aufspielten mußten, an die 250 Maß

Wein und 5 Tonnen Mindener Bier und noch anderes aus Salzuflen getrunken hatte.

In den 30er und 40er Jahren war die Stadt abwechselnd von den Kaiserlichen und den Schweden besetzt und hatte unter Belagerungen und Überfällen der Feinde viel zu leiden. So rückten am 22. November 1633 morgens in der Frühe von Minden her 800 Mann zu Fuß und 700 Reiter des kaiserlichen Heeres vor die Stadt. In ihr lag eine schwedische Garnison unter dem Obersten Brunnecker, der tags zuvor in Herford Hochzeit gehalten und diese Feier in Salzuflen mit den Kameraden fortgesetzt hatte. Die Kaiserlichen sprengten das Stadttor, und die schwedischen Reiter wurden, ehe sie alarmiert werden konnten, einzeln in ihren Quartieren überfallen und mehrenteils getötet oder gefangen genommen. Der Oberst selbst wurde verwundet und gefangen genommen, ebenso sein Oberstleutnant und Major. Überdies wurden die vornehmsten Bürger ausgeplündert und die Beute nach Minden weggeführt.

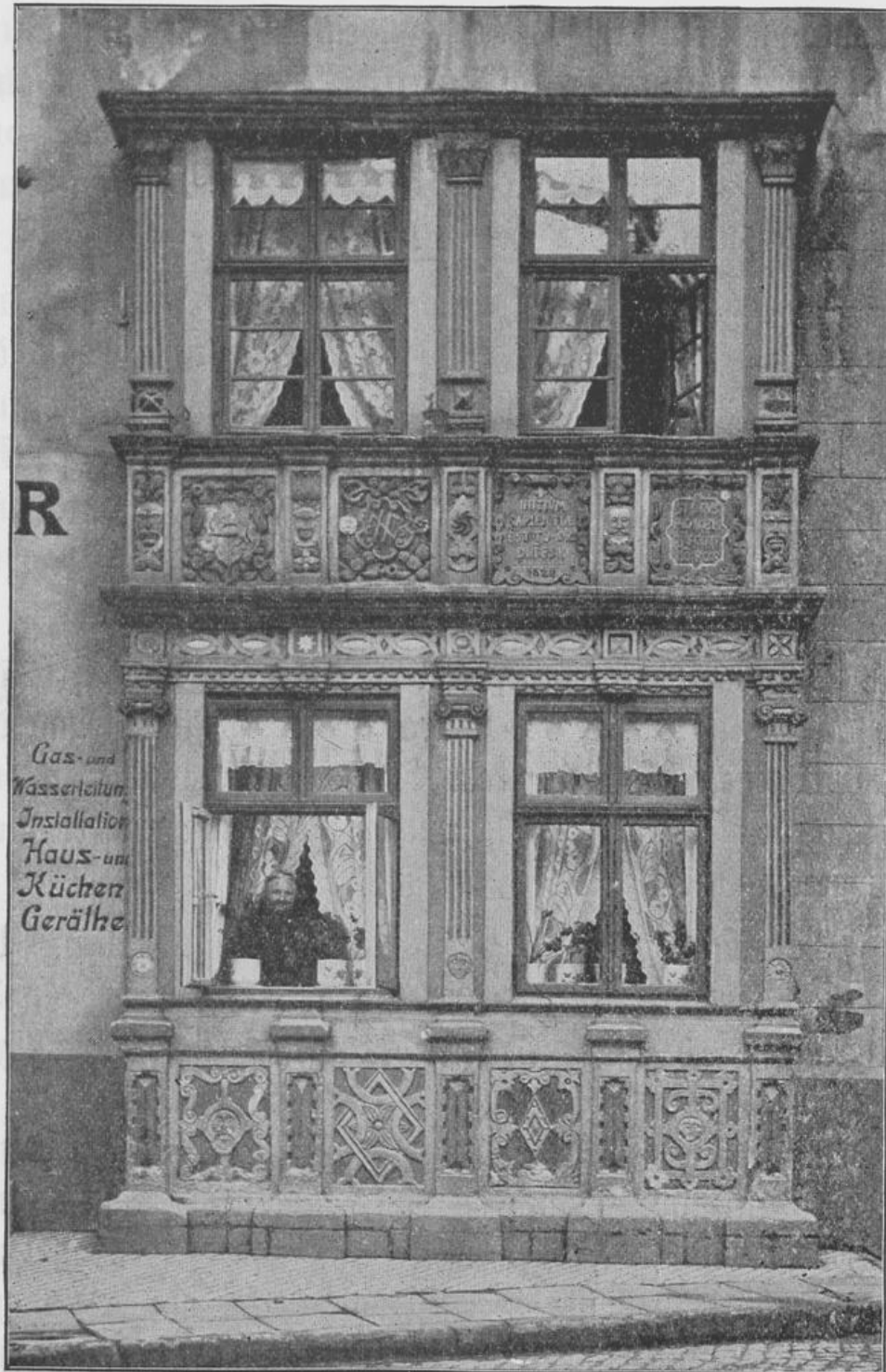
Noch schlimmer erging es der Stadt bei einem zweiten Überfall durch die Kaiserlichen am 11. Mai 1636, wobei sie fünf Stunden lang ausgeplündert wurde. Als in der Nacht darauf ein abermaliger Einfall des Feindes geschah, flohen die meisten Bürger und der Rat aus der Stadt, um nur das nackte Leben zu retten, und die umwohnenden Bauern machten sich ihre Abwesenheit zu nutze, um das von den Soldaten noch übriggelassene zu stehlen.

Der furchtbare Krieg hat die Blüte Salzulens, wie so vieler anderer Städte, gebrochen und vernichtet. Wir sehen das deutlich an den Bauten jener und der folgenden Zeit. Freilich macht sich der unheilvolle Einfluß des Krieges nicht sogleich geltend. Noch während des Krieges wurden einige stattliche Gebäude in der Stadt aufgeführt, die auf unsere Tage gekommen sind. Im Jahre 1632 ist das Haus Mühlen-



Holzgiebel Obere Mühlenstraße Nr. 1, vom Jahre 1632.

straße 1 erbaut, das mit seinem reich ornamentierten gegitterten Holzgiebel auf den alten „Hafermarkt“ herabschaut. Es trägt die Inschrift: Anno 1632 den 24. Julii hadt Hermann v. Exter und Ilse van Senden düt Haus in dem Namen der heiligen Dreienichtheit bower laten. An Gottes Segen ist alles gelegen. V. D. M. J. Ae. (Verbum domini manet in aeternum, das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.) — Züge des Verfalls in künstlerischer Hinsicht aber



Renaissance-Erker am Markt Nr. 10, vom Jahre 1628.

zeigt schon der aus dem Jahre 1628 stammende, sonst sehr malerische Renaissance-Erker an dem Hause am Markt Nr. 10. Die schlanken Pilaster mit den jonischen und korinthischen Kapitälern, die Brüstungen der Fenster mit ihren Masken und Marken, Wappen und Sprüchen zeigen neben schönen auch manche

unvollkommneren Züge. Die Inschriften lauten: *Initium sapientiae est timor domini*, Ps. 111 (Der Weisheit Anfang ist die Furcht Gottes, Ps. 111) und: *Si deus pro nobis quis contra nos*, R. 8 (Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein, Römer 8).

Durch seine Inschrift bemerkenswert ist noch das aus dem Jahre 1625 stammende Haus Langestraße 1 an der Salze, das außer dem Spruch Römer 8 den lateinischen Spruch trägt: *In te, domine, speravi et me auxiliasti* (Auf Dich, Herr, habe ich gehofft, und Du hast mir geholfen) und den deutschen Spruch: Der Engel des Herrn lagert umb die her, so ihn forchten und hilft ihnen aus.

Was nach dem Kriege in Salzuflen gebaut ist, trägt, wie im ganzen Lande, den Charakter der Dürftigkeit und des Unvermögens. Fast gar kein Schmuck, nur wenig Inschrift ist aus den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten auf uns gekommen.

Es lohnt kaum der Mühe nach ihnen zu suchen. Wo sie neben jenen Denkmälern der Blütezeit stehen wie an der Langestraße Nr. 45, da ist der Gegensatz um so auffälliger. Nur eins dieser späteren Gebäude verdient hervorgehoben zu werden. Es liegt in einem jener traulichen Winkel, an denen unsere alten Städte noch reich sind, „auf dem Damme“, wie der Volksmund sagt, oder an der Dammstraße (Nr. 21) wie der amtliche Name der Straße lautet. Es ist ein schlichter Giebel mit großer Tür und der Inschrift: Got gesegne dises Haus und alle, die da gehen ein und aus und meine Frauen (!) und Kinderlei las Dir, o Got, befohlen sein. Hermann Hinrich Althof und Margret Isabein Kemmers haben dis Haus lassen bauen, haben dis Haus durch M.(eister) Frans Kortgwent lassen bauen und aufrichten den 7. Junius 1746. Wo an Gebäuden dieser Zeit Schmuck angebracht ist, wie an

dem Hause Langestraße 45 vom Jahre 1695, da verrät er ein tiefes Sinken des Geschmacks und der Kunstfertigkeit.

Der siebenjährige Krieg schlug der Stadt neue Wunden, und um das Maß vollzumachen, brach am 5. November



„Auf dem Damme“. Das mittlere Haus vom Jahre 1746.

1762 abends zwischen 6 und 7 Uhr bei einem „heftigen Donnerwetter“ in der Osterstraße Feuer aus, welches dreizehn der schönsten und ansehnlichsten Privathäuser, die Kirche samt dem Kirchturm, dazu Pfarr-, Schul- und Armenhaus bis auf die Grundmauern in Asche legte.

Dieser harte Schlag zwang die Stadt im Jahre 1766, ihre Anteile an dem Salzwerk an die Landesherrschaft zu verkaufen. Der Landesherr, Graf Simon August, ließ das Salzwerk mit neuen Siede- und Gradierwerken versehen; die ersteren, der mitten in der Stadt gelegene Salzhof, sind noch in ihrem damals geschaffenen Zustande vorhanden, werden aber demnächst verschwinden.

Das Leben der Stadt floß seitdem ein Jahrhundert lang ruhig dahin. Salzuflen war eine Ackerstadt. Wagen, Pflüge und andere Ackergeräte standen auf den Straßen, Düngergruben lagen vor den Häusern.

Das alltägliche Leben wurde, von Jahrmärkten, Hochzeiten u. dgl. abgesehen, nur durch das alljährlich gefeierte Schützenfest unterbrochen, das damals aber ein wirkliches Volksfest war, und der Rat der Stadt machte sich jeden Sommer einmal das Vergnügen, den althergebrachten Schnatgang zu veranstalten.

Zwei Denkmäler.

Zum alten Friedhof lenken wir die Schritte. Auch dort ist Alt-Salzuflen. Das Salzuflen des 19. Jahrhunderts liegt da begraben. Und unter seinen Toten liegen zwei, deren Namen weit über Stadt und Land hinaus bekannt gewesen sind, Männer, die mit hoher Achtung und Bewunderung genannt wurden, deren Werke ihr Leben überdauert haben und Tausenden zum Segen geworden sind: Salzulens größte Söhne und Bürger, Rudolf Brandes und Eduard Hoffmann, der eine ein Mann der Forschung und der Wissenschaft, im Stillen schaffend Werke geistiger Erkenntnis, der andere ein Mann der Technik und der Tat, ein Werk begründend und bauend, das eine Quelle des Wohlstandes für Stadt und Land geworden ist.

Ein schlichter Obelisk aus Porphyr und Granit erhebt sich auf dem Friedhof neben der Allee über Rudolf Brandes' Grabe, von seinen Freunden am 18. Oktober 1848 enthüllt. An demselben Tage des Jahres 1795 wurde Rudolf Brandes in Salzuflen geboren, wo sein Vater seit 5 Jahren die Apotheke innehatte, die noch heute im Besitz der Familie ist. Nach gründlichen Studien in Halle und Erfurt kehrte Rudolf Brandes, mit der philosophischen Doktormürde bekleidet, im Jahre 1818 in die Heimat zurück, um die Apotheke seines schon 1816 verstorbenen Vaters zu übernehmen. Nun entfaltete er eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit. Er hat eine ganz hervorragende Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten ausgeführt und veröffentlicht; namentlich befaßte er sich mit der Analyse von Mineralien, Quellprodukten und Mineralwässern. Er stellte meteorologische Beobachtungen an und veröffentlichte sie in seinen seit 1822 vierteljährlich erscheinenden meteorologischen Tagebüchern. Das erste Heft dieser Tagebücher war Goethe gewidmet, mit dem Brandes persönlich bekannt und der auch Ehrenmitglied des von Brandes im Jahre 1820 gegründeten Apothekervereins war. Brandes bekleidete das Amt des Oberdirektors dieses Vereins bis zu seinem Tode. Der Minister von Stein übernahm 1821 das Protektorat desselben. Die Verdienste des tüchtigen Mannes wurden allgemein anerkannt. Von der Universität Freiburg erhielt er einen Ruf zum Professor der Chemie, dem er aber nicht folgte. Viele wissenschaftliche Gesellschaften ernannten ihn zum Mitgliede, und ein Botaniker benannte ihm zu Ehren eine Pflanzengattung *Brandesia*. Die lippische Landeskunde verdankt ihm wertvolle Beiträge zur Geologie, Balneologie und Flora, die in seinem umfangreichen Werke über die Mineralquellen zu Meinberg enthalten sind. Leider endete ein früher Tod dies tätige Leben, an den Folgen einer Gehirn-entzündung starb Rudolf Brandes im Alter von 47 Jahren

am 3. Dezember 1842. Der Deutsche Apothekerverein gründete zu seinem Ehren-Gedächtnis die Brandesstiftung.



Drei Jahre später kam der Mann nach Salzuflen, der der Stadt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den Stempel seines Geistes aufdrücken sollte, Eduard Hoffmann, der dritte Sohn seines Vaters, welcher kurz vorher eine kleine Fabrik in Salzuflen angelegt hatte, nachdem er in Magdeburg und Rehme vergeblich sein Glück versucht hatte. Es war eine Kartoffelstärkefabrik, die im Herbst 1850 in ganz bescheidenem Umfange entstand, mit einer Dampfmaschine von 8 Pferdekraften. Aber der Mißwachs der letzten Jahre machte den

Betrieb unmöglich, und man mußte unter Aufwand großer Kosten zur Verarbeitung von Weizen übergehen. Als der Vater unter der Last der Arbeit und Sorgen im Jahre 1852 zusammenbrach, mußten die schwachen Schultern des zwanzigjährigen Sohnes sie übernehmen, und damit begann die Entwicklung des Betriebes zu immer größerem Umfange.

„Der Jüngling kannt' nicht Ruh noch Rast,
In harter Arbeit ging sein Dasein hin
Nach seines Vaters allzufrühem Scheiden;
Und vorwärts drängt er, vorwärts Tag um Tag,
Er hielt nur wenig von des Lebens Freuden.
Schon weiteten sich immer mehr die Hallen
Und die Fabrik wuchs in der Jahre Lauf,
Da ging - es war im Jahre zweiundsechzig -
Das hoffnungsvolle Werk in Flammen auf.
- - Von neuem fing Herr Eduard Hoffmann an,
Und größer ward und praktischer das Haus,
Es mehrten sich die Räume und Maschinen,
Und nimmer ging das Kesselfeuer aus
In guter, so wie auch in schlechter Zeit. -

Das Reich erstand, hoch wehten Deutschlands Fahnen,
Und es erstarkten Handel, Industrie;
Die Technik schritt voran, die Eisenbahnen
Erreichten endlich auch das stille Tal
Und gliederten es an den Weltverkehr.
Es blühte die Fabrik, zumal seitdem
Der Reis aus fernen Sanden kam hierher
Und man aus diesem nun die Stärke zog.

Da naht das Unheil jäh, es brach in Flammen
Im Jahre ein und achtzig abermals
Das ganze stolze Werk in sich zusammen.
Das war ein Schicksalsschlag! Und fast verzweifelt
Sah jeder in die unheilvolle Glut.

Nur einer stand, gleichwie ein Fels dem Sturme,
Das Unglück brach nicht Eduard Hoffmanns Mut.
Und ehe noch das Feuer ganz erloschen,
War schon zum neuen Bau der Plan erdacht,
In kaum acht Monden stand das Werk aufs neue,
Nach sieben wurde Stärke schon gemacht.
Vollendet ward vollkommener noch der Bau
Samt all den vielen großen Hilfsbetrieben,
Die sich dem Hauptbetriebe zugesellt.

Nachdem seit dem Jahre 1888 sein ältester Sohn Seberecht Hoffmann in die Leitung des Werkes eingetreten war, nahm dasselbe einen weiteren bedeutenden Aufschwung, der die letzten Lebensjahre des Begründers verschönte, bis am 16. Dezember 1894 ein Herzschlag seinem Leben ein Ziel setzte.

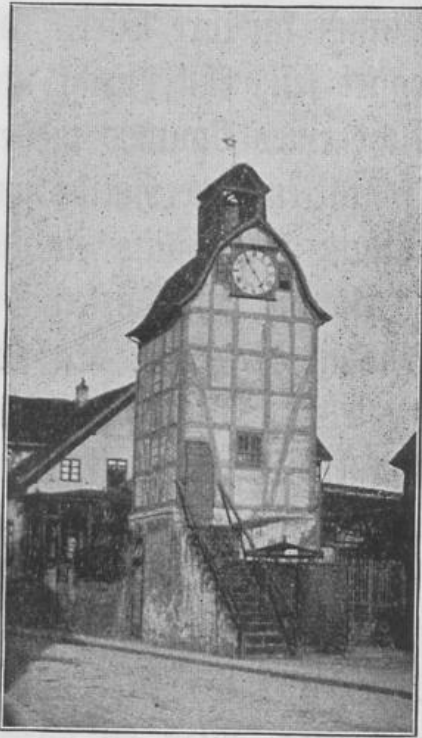
Am 2. Januar 1881 hatte er vor den Trümmern seines Lebenswerkes gestanden; als ihn 14 Jahre später der Tod abrief, da hatte er es neu aufgebaut, größer und glänzender als vorher, und zu dem bedeutendsten Unternehmen seiner Art auf dem Kontinent und vielleicht auf der ganzen Erde gemacht. Jetzt ruht der Unermüdliche in der Familiengruft auf dem alten Friedhofe, ganz in der Nähe der Stätte seines Wirkens. Die Rauchwolken aus den hohen Schloten der Fabrik ziehen über sein Grab hinweg, das Stampfen der Maschinen und das Surren der Räder tönt hinüber in den stillen Winkel, als wollten sie dem Schläfer dort unten sagen, daß das, was er geschaffen, ihn überdauert und daß sein Geist in seinem Werke lebendig bleibt bis in die fernste Zeit.“

Nicht fern von seiner Ruhestätte, gegenüber dem Eingange zu seiner großen Schöpfung erhebt sich in Stein und Erz sein Denkmal, das an dem fünfzigjährigen Jubiläum der Stärkefabrik am 29. September 1900 enthüllt wurde.

Mit Recht sprach in dem Festspiel jenes Tages die symbolisch dargestellte Industrie:

„Ich aber will mit goldnem Lorbeer zieren
Dies Beispiel felt'ner Kraft und Energie,
Und ehrenvoll stets sein Gedächtnis wahren
Als eines Helden deutscher Industrie.“

Vor dem Schlipsteiner Tore.



Schlipsteiner Turm.

Es ist Abend geworden wäh-
rend unserer Wanderung durch
Alt-Salzflen. Die Schatten der
Nacht senken sich auf die Stadt
herab und decken die stille Ver-
gangenheit und die laute Gegen-
wart mit ihrem Schleier zu.

Da tönt die helle Stimme
eines Glöckchens durch die
Straßen und über die Häuser
hin. Wir gehen seinem Schalle
nach und stehen vor einem alten
Torturme, dem Schlipsteiner
Turme. Er ist nicht so wehr-
haft in steinernem Helm und

und Harnisch wie sein älterer Bruder, der Rathenturm; aber
dafür rankt sich die Sage um sein Gemäuer bis hinauf zur
Glocke, deren Schläge noch immer hell und freundlich über
die Stadt und ihre Umgebung hinaus erklingen, als wollten
sie alle, die noch draußen sind, herein rufen zur Rast und
Ruhe. Und jetzt, wo der letzte Schlag verhallt, hören wir,
was die Sage erzählt:

Vor vielen Jahren hatten sich einmal zwei Kinder, ein
Knabe und ein Mädchen, welche Beeren suchen wollten, im
Walde verirrt. Trotz alles Suchens konnten sie den Heim-
weg nicht finden. Sie gingen hierhin und dorthin, krochen

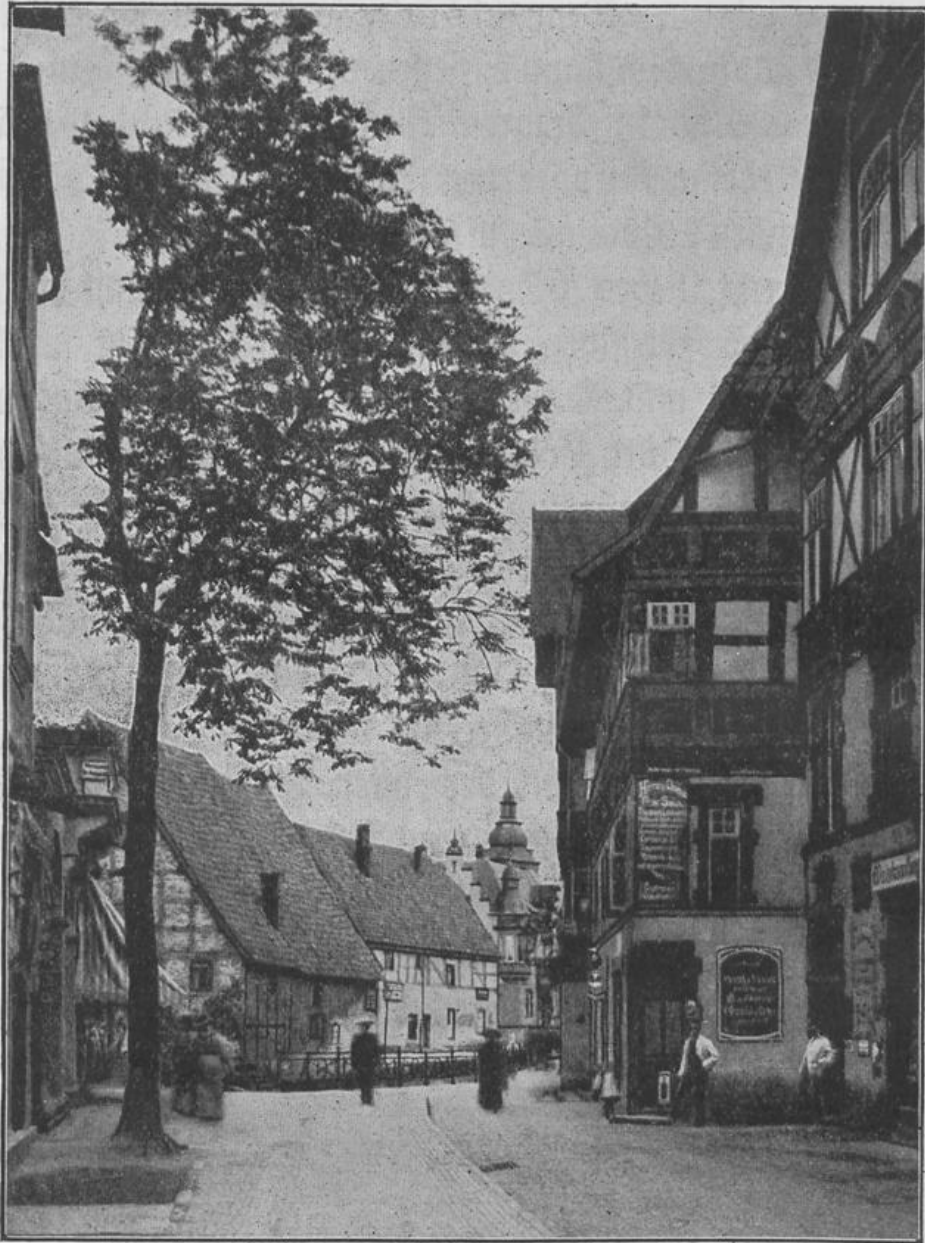
durch das dichte Gebüsch, bergauf und bergab, aber sie kamen nur immer tiefer in den Wald hinein und wußten zuletzt nicht mehr, wo sie waren. Zudem wurde es allmählich dunkel, die Nacht brach herein, und sie konnten in dem finsternen Walde nichts mehr sehen. Da sagten sie zu einander: „Wir müssen aufhören mit Suchen und die Nacht hier im Walde bleiben.“ Sie dachten an wilde Tiere und allerlei Unwetter, das kommen könnte, auch an ihre Eltern, die nun nicht wußten, was ihnen begegnet sei. Mit Furcht und Angst im Herzen setzten sie sich am Fuße eines Baumes nieder, drängten sich nahe aneinander und falteten ihre Hände zum Beten. Sie riefen zu Gott um Schutz und Hülfe in der dunkeln Nacht und in ihrer Einsamkeit, und schon fielen ihre Augenlider vor Ermüdung zu, als sie in der Ferne den Ton einer Glocke hörten. „Das sind die Glocken unserer Stadt“, sagten sie freudig überrascht. Wir wollen ihrem Schalle nachgehen; dann kommen wir vielleicht auf den rechten Weg, der uns nach Hause führt.“ Sie machten sich auf und kamen bald aus dem Walde heraus auf freies Feld. Da sahen sie in der Dunkelheit den hellen Streifen eines Weges und Sichter in der Ferne. Schnellen Schrittes eilten sie darauf zu, und glücklich gelangten sie in die Stadt zu ihren Eltern. Diese waren in großer Besorgnis gewesen und freuten sich nun sehr, daß sie ihre Kinder gesund wieder hatten. Sie ließen eine Glocke auf dem Schlipsteiner Turme aufhängen, setzten eine Geldsumme aus und bestimmten, daß an jedem Abend um 9 Uhr die Glocke geläutet würde.

Und still! Jetzt fängt auch die Glocke zu reden an. Ganz leise erzählt sie, wie man sie einmal hat fortgeholt von ihrem alten Turme und in einem neuen großen Hause aufgehängt, wo sie den Schülern in schrillum Schrei zurufen sollte, daß die Pause zuende sei und die Schularbeit wieder beginne. Das gefiel mir nicht, sagte sie, und ich danke dem

guten Herzen, das mit mir fühlte und mich wieder hierher an meinen historischen Platz stellte, wo ich Feierabend läute nach des Tages Arbeit.

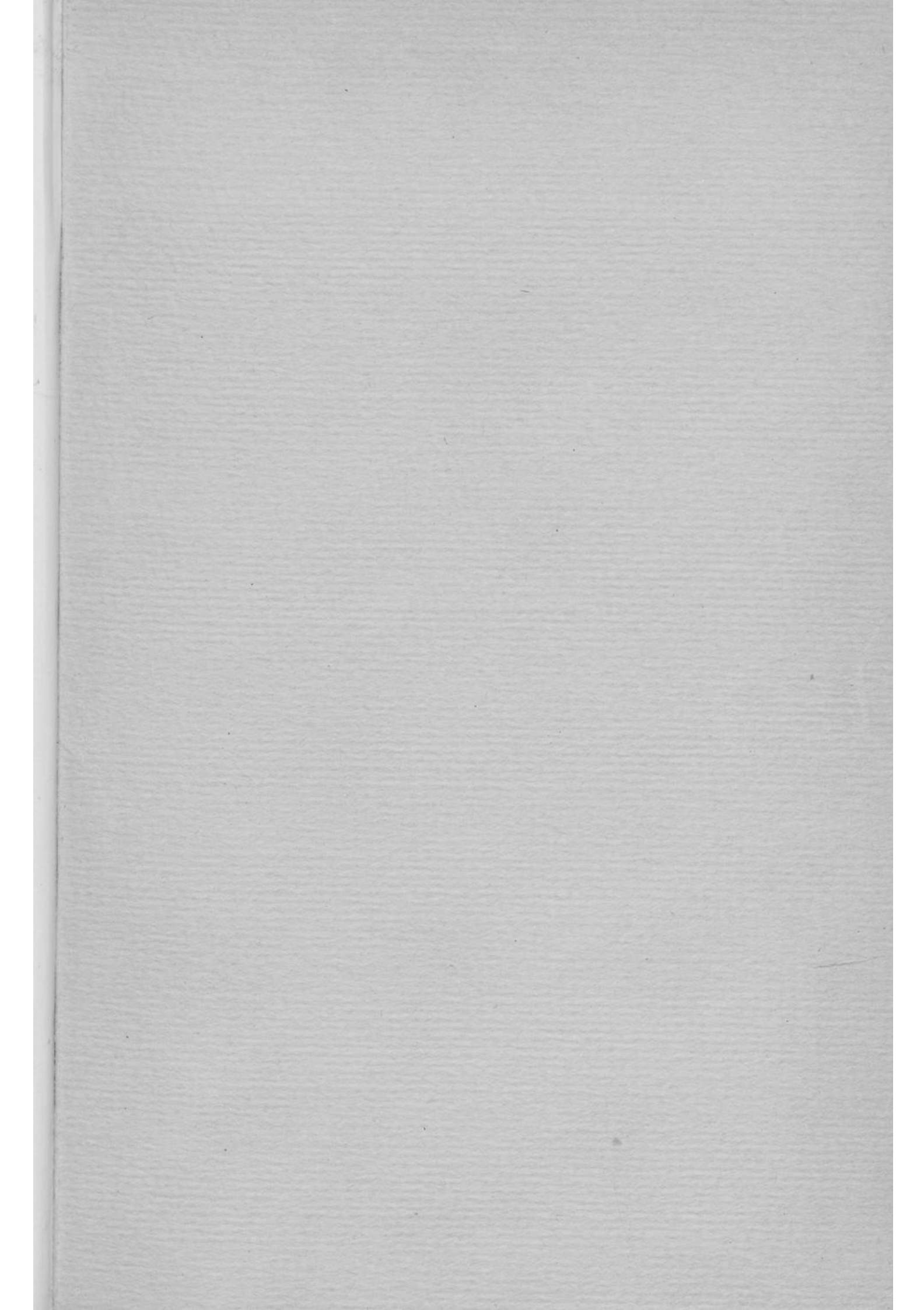
Freilich, die Menschen von heute kümmern sich wenig um mein Mahnen. Wenn ich rufe, so kommen sie erst recht aus Haus und Stadt und ziehen hinaus aus dem Tore. Sieh dort, wie sie in Scharen eilen! Hörst Du die Klänge der Musik? Vom Kurpark her tönt's und leuchtet's! Das ist Neu-Salzuflen! Das alte ist nicht mehr.

Hast recht, liebes Glöckchen! Aber darfst nicht neidisch sein. Laß die Menschen von heute sich erfreuen in ihrer Weise an Kunst und Natur; laß sie gesund sich baden in dem Wasser, das der Boden spendet, gesund sich atmen in frischer Luft, laß Leib und Seele neu belebt und erfrischt werden! Du und die alte Zeit, ihr werdet doch nicht vergessen. Die Bürger Deiner Stadt haben sie achten und ehren gelernt, das hast Du selber an Dir erfahren, und dann und wann geht doch auch mancher der vielen Gäste schauend und sinnend durch die Straßen der alten Stadt, horchend auch auf Deine Stimme und auf manchen Klang und manches Wort aus alten Tagen, betrachtend die Zeugen früherer Jahrhunderte, vergleichend das Einst und das Jetzt, erkennend die Flucht und den Wandel der Zeit, träumend vergangenes Leben schauend, die lebendige Gegenwart freudig bejahend.



Blick von der Steege zum Kirchturm der reformierten Kirche.

10209761



« « Gustav Heynke » »

Kanne & Kühne, Detmold